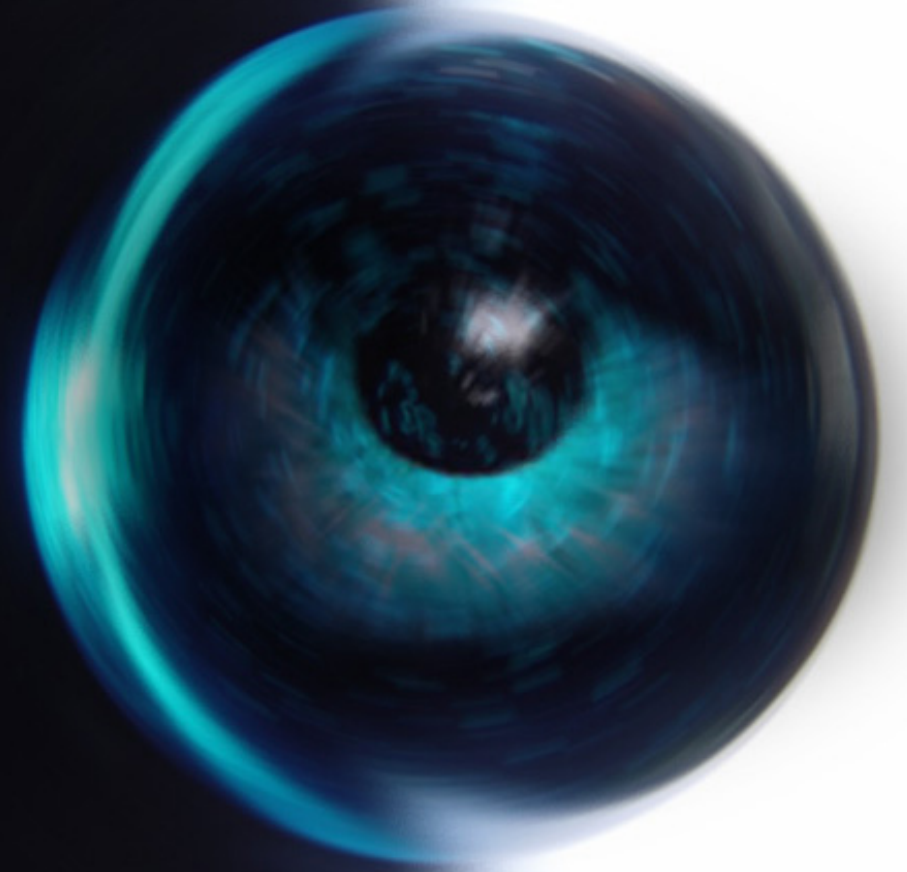
Das Mädchen mit der Murmel



Julian Wangler

Ach, die Liebe ist nicht da, um uns glücklich zu machen. Ich glaube, sie ist da, um uns zu zeigen, wie stark wir im Leiden und Tragen sein können.
- Hermann Hesse

Julian Wangler

Das Mädchen mit der Murmel

Roman

Deutsche Erstausgabe
Erste Auflage

Ω

~ www.maedchen–murmel.de.vu ~

Was wir, oder zumindest ich, überzeugt als Erinnerung ausgeben – womit wir einen Augenblick, eine Begebenheit, einen Sachverhalt meinen, die einem Fixierbad ausgesetzt und so vor dem Vergessen bewahrt wurden –, ist in Wirklichkeit eine Form des Geschichtenerzählens, die sich unaufhörlich in unserem Geist vollzieht und sich oft noch während des Erzählens verändert. Zu viele widerstreitende Gefühlsinteressen stehen auf dem Spiel, als daß das Leben jemals ganz und gar annehmbar sein könnte, und möglicherweise ist es das Werk des Geschichtenerzählers, die Dinge so umzuordnen, dass sie sich diesem Zweck fügen. Wie dem auch sei, wenn wir über die Vergangenheit reden, lügen wir mit jedem Atemzug.

– William Maxwell: „Also dann bis Morgen“

© 2006, 2007 Julian Wangler

Inhalt:

Vorwort: Was wären wir ohne Symbole? *Seite 7*

Kapitel 1: Die Suche nach Perfektion *Seite 13*
Kapitel 2: Mondscheinserenade *Seite 21*
Kapitel 3: Von Zufall und Schicksal *Seite 27*
Kapitel 4: Erkenne Dich selbst *Seite 32*
Kapitel 5: Zweisamkeit *Seite 42*
Kapitel 6: Das Geschenk *Seite 52*
Kapitel 7: Entdeckung der Langsamkeit *Seite 60*
Kapitel 8: Menschliche Ferne *Seite 66*
Kapitel 9: Das Strahlen Lillys *Seite 78*
Kapitel 10: Über das Mitleid *Seite 86*
Kapitel 11: Scheideweg *Seite 93*
Kapitel 12: Punkt ohne Wiederkehr *Seite 105*
Kapitel 13: Abschied *Seite 116*

Epilog: Schlafende Murmel *Seite 119*

Was man liebt, muss man freilassen...
Kommt es zurück, dann ist es allein dein...
Kommt es nicht zurück, dann hat es nie dir gehört!
Es kommt nicht zurück, aber es zeigt dir, wie Allein und Dein zusammenhängen.

~

Dieses Buch widme ich

verlorenen und (wieder)gewonnenen Freunden.

Und der manchmal etwas naiven Hoffnung,

dass alles, was mit uns passiert,

einen Sinn hat.

Vorwort

Was wären wir ohne Symbole?

Illusionen… Hat nicht ein jeder von uns Momente, in denen er sich leichter fühlt als Luft und glaubt, er müsse nur noch die Schwingen ausbreiten und losfliegen, geradewegs dem Glück entgegen? Ja, selbst mir erging es einmal so.

Die Liebe meines Lebens schenkte mir eines Tages ein seltsames Stück.

Es war eine Murmel, gezeichnet mit den Initialen des Sternenzeltes, und weit mehr als das: Ich erhielt sie mit der Anweisung, sie zu verwahren, für eine lange, lange Zeit.

Freilich, sie hat sie mir geschenkt als Zeichen unserer Liebe.

Doch ich komme nicht umhin, zuzugeben, dass ich mich im Anfang fragte: Weshalb gerade eine Murmel? Warum nicht etwas Anderes? Aus welchem Grunde war ihre Entscheidung – die sicherlich alles andere als spontan gewesen sein mochte

– so dezidiert auf dieses kleine, unscheinbare Objekt gefallen?

Die Antwort auf diese Frage könnte jenen, die einfache und nachgerade gesetzmäßig geltende Antworten preferieren, nicht gefallen. Denn es hat etwas mit diesem eigenartigen, wundersamen Stoff zu tun, der die Welt mit einem dünnen Schleier umweht und den wahrzunehmen beileibe nicht alle, in jedem Moment auch längst nicht ich imstande bin. Ich habe also darüber nachgesonnen, und mit der Zeit erst begann ich die subtile Wahrheit zu begreifen, die in dieser ganzen Geste gelegen hatte:

Die Murmel war ein Symbol.

Nicht irgendein beliebiges, sondern ein Symbol für die Kraft, etwas Schöpferisches zu tun, etwas zum Leben zu erwecken. Wieso komme ich darauf?

So eine Murmel, denke ich mir, ist klein und so schön rund und glatt, dass, wenn man sie in der Hand hält, kein ernstzunehmender Widerstand entsteht. Sie schmiegt sich an und ist immer dabei, ein unauffälliger Begleiter. Und doch ist an ihr vieles nicht so selbstverständlich und gewöhnlich wie es auf den ersten Blick den Anschein macht. Hinter Sonne, Mond und Sternen, die zum Beispiel meine Murmel darbot, schlummert ein unzugänglicher Kosmos voller Geheimnisse. Denn eine Frage beschäftigt uns doch wirklich: Was steckt in der Murmel, jenseits von Plastikschale, Bebilderung und Glas? Da muss doch etwas Genuines, Kerniges sein, sonst hätten wir als

Menschen überhaupt keinen Sinn für ein derartiges Symbol. Würde ich die Antwort auf diese Frage kennen, wäre ich vermutlich nicht daran, über letztere zu schreiben.

Aber in Bezug auf das Symbol sind mir folgende Gedanken gekommen: Indem man es pflegt, gesteht man sich zwei Dinge ein: Man hofft auf das Beste, dass nämlich die Kraft dieses Geschenks die eigene Liebe wirklich beflügelt halten mag. Und andererseits besitzt man mit der Annahme der Murmel die Ehrlichkeit, zu sagen, dass man als menschliches Wesen nie gänzlich die Liebe zu ergründen imstande sein wird. Weil wir nicht wissen, was wahrhaft in der Murmel steckt, so wie wir nicht wissen, was in *uns* steckt – eine Seele vielleicht? –, es aber gerne glauben würden, dass da am Ende mehr ist als die Summe der Bestandteile eines stetig alternden Körpers.

Vorhin sprach ich von einem wundersamen Stoff. Von einem Schleier, der manch hellen Augenblicks erfahr–, aber nicht ergründbar wird. In gewisser Weise ist es wie mit Platons Höhlengleichnis: Schatten spielen sich auf den Wänden ab, und sie geben uns eine Vorstellung. Doch ob unsere Vorstellungen wirklich die Identität der Objekte reflektieren, darf zumindest in Zweifel gezogen werden. Wir sind eben nicht allmächtig, aber wir haben das Potential, feinfühlig zu sein.

Diese Kombination – voll guter Hoffnung zu sein einerseits und ein Zugeständnis an die notwendige Fremdheit in einer Liebe andererseits – macht den Reiz aus; die Liebe wird geschützt,

ebenso vor Überbürdung gefeit. Am Ende behält die Liebe ihre Faszination: den Wunsch nämlich, weiter zu ergründen, weiter zu lieben, vielleicht um der Liebe selbst willen.

Warum schreibe ich das nieder? Nun, weil ich glaube, dass die Murmel – wohlgemerkt auf den zweiten Blick – ein Symbol von solcher Intensität ist, dass man sie nicht nur mit der Liebe einer Person gegenüber in Zusammenhang stellen kann.

Irgendwann, nachdem die Liebe gegangen war und ich mich verstärkt mit der Murmel auseinandersetzte, glaubte ich zu wissen, was es damit auf sich hatte: Eigentlich ging es um die ganze Welt. Vielleicht um das Universum. Alles wird von Liebe zusammengehalten. Denn ohne die schürende Gewalt der Liebe würde kein einziger Stern mehr entzündet werden.

Und dann fragte ich mich: Wer sagt eigentlich, dass wir Menschen in unserer dem Kosmos verglichen vergänglich kleinen Milchstraße nicht selbst in einer solchen Murmel leben? Denn wissen wir überhaupt, was jenseits der geheimnisvollen Schwärze geschieht?

Wenn die Murmel, die ich einst erhielt, für die Liebe im Kleinen steht, warum soll dann nicht die Murmel namens Universum für die Liebe im Großen stehen? Das würde voraussetzen, dass auch wir von der Liebe am Leben gehalten werden.

Ist es nun die Liebe eines Gottes? Ist es die Liebe des Universums als letzten Endes lebensbeja-

hender, unendlich komplexer Organismus? Oder ist es die Hingabe zweier Liebender, die symbolhaft eine Murmel tauschen? Das wissen wir nicht. So wie wir nicht imstande sind, das Innere der Murmel, die wir in der Hand halten, zu durchschauen, so wenig können wir die nächsthöhere Maßstabsebene durchdringen. Wir sind eingebettet, wie in einem Sandwich.

Vielleicht ist das auch gut so; denn wir werden so davor geschützt, eines Tags auch noch die wenigen Geheimnisse zu verlieren, die uns in unserer modernen Welt geblieben sind.

Geheimnisse sind wichtig. Sie spornen uns an, verstärkt über unser Leben als unvollkommene, endliche Wesen nachzusinnen, nicht zu verautomatisieren wie unsere technologischen Schöpfungen. Indem wir das tun, kommen wir immer wieder in Berührung mit dem Wundersamen, das eigentlich in jeder Faser unserer Existenz steckt. Es ist ein kurzes Aufflackern, ein Fingerzeig in einem unwahrscheinlichen Kosmos, in dem wir uns selbst finden müssen, als Menschen *und* als Individuen.

Irgendwann, vor langer Zeit, entschied das Universum: Damit wir alles, was in unserem Leben geschieht, würdigen können, hat es kurz zu sein. Vor allem gilt das für die Liebe. Die Liebe zu Leuten, die uns nahe stehen, ist in ihrer Kürze vielleicht das größte Geschenk überhaupt. Sie schafft eine Vorstellung von Ewigkeit, gewissermaßen einen Schatten auf der Wand, der uns ahnen lässt, über unser gewöhnliches Dasein hinauszu-

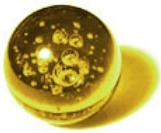
greifen. Liebe fragt nicht danach, ob sie wirklich Ewigkeit überdauern kann – sie schickt sich einfach dazu an, aus einem schöpferischen Moment heraus.

Genauso ist es mit einigen Dingen, die wir tun, weil wir uns dazu aus tiefstem Herzen angehalten fühlen. Wir alle sind Schöpfer in kleinen, geheimnisvollen Welten, umwoben vom großen Geheimnis.

Ich sage also: Geheimnisse sind ein Teil der Liebe.

Für diese Erkenntnis danke ich Dir, mein Mädchen mit der Murmel.

Jeden Tag aufs Neue.



Kapitel 1

Die Suche nach Perfektion

Irgendetwas – das Universum? – oder irgendjemand – Gott? –, vielleicht beides, vielleicht keines, hat uns Menschen das Leben geschenkt. Doch wie so oft gab es von vorneherein dafür einen Preis: Uns wurde die Geschlechtlichkeit verliehen, auf dass wir, gleich einem Pepetomobile, dieses Leben forttragen sollten, so wie ein Schneeball – einstmals kaum mehr als eine Flocke –, der immer weiter einen Steilhang hinabrollt und irgendwann unweigerlich zur Lawine wird.

Die Bibel teilt uns mit, dass Gott, als er die Erde schuf, einen unmissverständlichen Auftrag an unsereins abtrat: „Seid fruchtbar und mehret Euch.[1]“, heißt es.

Es stimmt: Wir Menschen sind Flocke und Lawine zugleich.

---

[1] Das Erste Buch Mose (Genesis)

Heute sind wir Westlichen weitgehend entkonfessionalisiert, aber es gibt, so glaube ich, Dinge, die sich in unser kulturelles Bewusstsein eingegraben haben: Das eine ist das Wörtchen Idylle und seine Bedeutung für uns. Letztere reicht weit zurück und hat ihre Wurzeln in der Mythologie des Alten Testaments, in der Metapher vom Paradies. Das Leben im Paradies schmiegte sich keineswegs dem Verlauf einer Geraden an, die uns ins Unbekannte führte – so wie das Leben es jeden Tag aufs Neue tut –, sondern bewegte sich zwischen bekannten Dingen im Kreis. Seine Gleichförmigkeit war nicht Langweile, sondern Glück. *Perfektes* Glück.

Warum wurden Adam und Eva schließlich vertrieben? Aus reiner Dummheit etwa? Oder ertrugen sie das Dasein in ihm einfach nicht mehr und gaben einem Aufbegehrensdrang nach?

Irgendjemand sagte mir einmal, dass eine perfekte Welt nicht lebenswert sei, weil sie der Herausforderungen entbehre, über die man sich als Mensch nur definiere könne; dass Perfektion in sich schon die beste Definition für Tod sei.

Wie dem auch sein mag: Das Paradies jedenfalls verschloss sich dem Menschen in seinem Erdendasein auf immer, höchstwahrscheinlich, weil er es nicht anders gewollt hatte. Die Person, die ich vorhin erwähnte, sagte mir, der Mensch sei aus dem Paradies vertrieben worden, weil er frei und seines eigenen Glücks Schmied sein wollte. Und sogleich fragte ich mich: Als Geächteter oder als Wunder der Schöpfung? Die Antwort er-

schien rätselhaft: Möglicherweise aus beidem, gefangen in einer Hybris, deren beiden Seiten Teil derselben Medaille sind.

Wir bewegen uns in einem seltsamen Widerschein, gewogen aus der Hoffnung und dem Streben, ins Paradies zurückzukehren, und gleichzeitig halten wir es fern, verurteilen seine Statik. Wir sind Wesen, die im Innern nach geronnener Statik streben und in ihrer Gänze nur dynamisch sein können. Die Gegenwart ist stets in uns.

Solange der Mensch noch Teil des symbiotischen Kreislaufs der Natur war, gewogen und geborgen von Haustieren und dem Wechsel der Jahreszeiten, war zumindest ein Widerschein paradiesischer Idylle in ihm zurückgeblieben – ein gewisses Gleichgewicht –, mit dem er sich arrangieren konnte. Heute ist es alles viel komplizierter geworden; in einer Welt, in der der Mensch seine eigene Natur macht, verlernen wir mehr und mehr die Idylle, mit der wir uns abgefunden hatten, und damit auch den Spagat zwischen den widerstreitenden Elementen in uns.

Was bleibt, das ist ein Wort, das sich uns nicht erschließt, aber unzweifelhaft von einer eigentümlichen Magie ist, manchmal so ominös, dass man es am liebsten für tot erklären möchte.

Wenn die Vertreibung aus dem Paradies uns etwas lehrt, dann, wie unvollständig wir Menschen sind. Wir sind es jeden Tag, ununterbrochen; wir sind es, wenn wir morgens mit dem linken anstatt wie gewohnt dem rechten Fuß aufstehen; wir sind es, wenn wir unter zwei aufein-

ander folgenden Passanten auf der Straße den einen grüßen, den anderen hingegen nicht; wir sind es, weil wir immer nur eine endliche Anzahl ganz bestimmter Gedanken und Worte benutzen, wenn wir mit unserem Gegenüber sprechen, weil wir eine Auswahl treffen; wir sind es zu jeder Stunde, die wir gegen selbst aufgestellte Regeln verstoßen.

Diese Wesenslücke, die einen gewissen Hang zu Rollenbewusstsein und Schizophrenie erzeugt, wie manch großer Psychologie postulierte, spüren wir, und, ganz unterschiedlich, oft auch nur intuitiv, versuchen wir, sie zu beseitigen, Antworten zu finden auf diesen unbesetzten Platzhalter in unserem Innern.

Und wir kamen, wahrscheinlich alle miteinander, auf die Idee, in der Liebe jenes Heil zu suchen, jene Art von Perfektion, die uns ansonsten im Weltsein verborgen bleibt. Denn in der Liebe wird der Maßstab nur durch die Liebenden definiert, äußere Einflüsse werden bedeutungslos. Der Wunsch nach Perfektion bleibt, aber die Vergleichsmöglichkeiten mit unserer Umwelt werden zur Seite gedrängt – die Auswahl bis ins Extreme forciert –, und in diesem reduzierten Wissen wird Perfektion plötzlich möglich. In dieser kleinen, wie hermetisch abgeriegelten Welt der Intimität und Zweisamkeit möchten wir der lasterhaften Beliebigkeit und Unverbindlichkeit, die in unserer Identität angelegt sind, ein Gegengewicht schaffen, das verhindert, dass wir eines Tages so unerträglich leicht wie Luft werden und einfach

davonschweben, im Kosmos verloren gehen. Am langen Ende, getrieben von edlen wie niederen Reizen, legen wir uns fest und erhoffen uns im Gegenzug Festigkeit in einem an und für sich so unbeständigen, fragilen Dasein.

Schon den alten Hegel beseelte vor einer zuletzt angstvollen Flucht in Dogmen das wenig greifbare Gefühl, einzig in der Liebe zu einem anderen Menschen lägen Thesis und Antithesis gänzlich dicht beieinander und brächten zusammen die Synthese hervor, ohne deren Abwesenheit die Welt nicht zu verstehen sei. Hegel ging sogar soweit, dass er behauptete, man würde sich erst selbst in der Aufgabe an jemand anderes, in der Kettung sozusagen auch an ein selbst gegebenes Gesetz (und da sind wir bei Rousseau), finden, und so täte sich hinter der Sichtbarkeit der Liebe ein unendliches All des Lebens auf, aus dem alles Lebendige erwachse. Er benutzte wohlgemerkt das Wort ‚lebendig', nicht ‚lebend', es ging ihm weit über körperliche Bedürfnisse hinaus.

Hegel war nicht allein. Mehr als ein Jahrhundert später wurde sein Standpunkt unterstützt durch einen eher volkstümlichen Poeten: „Bei uns allen ist die Seele unvollständig, beim einen mehr, beim anderen weniger. Während wir durchs Leben gehen, halten wir nach dem fehlenden Teil unseres Ichs Ausschau. Manchmal haben wir Glück, und wir erkennen in jemand anderes unser verloren gegangenes Stück Selbst.[2]"

[2] Paulo Coelho, Elf Minuten

Wir können weiter zurückgehen. Man nehme Platons ‚Gastmahl': Zunächst waren die Menschen Hermaphroditen, und dann spaltete Gott sie in zwei Hälften, die seither in der Welt umherirrten und einander suchen. Die Liebe, so der Athener, sei die Sehnsucht nach der verlorenen Hälfte von uns selbst.

Nach der Vollständigkeit der Seele.

Offenbar geht es hier um mehr als nur darum, die Summe seiner Bestandteile sein zu wollen.

Aber was ist dies' seltsame Gebilde, die Seele, die bei uns nach Vollständigkeit und mehr nach Lebendigkeit als Lebendseins dürstet? Darüber gibt es wohl zu viele divergierende Ansichten, kommt es doch darauf an, wie man ‚Seele' definieren möchte: religiös oder wissenschaftlich, ideologisch oder philosophisch. Platon glaubte in der menschlichen Seele ein Konglomerat ganz verschiedener charakterlicher Kräftefelder zu erkennen, von dem nur Vernunft und Erkenntnis die übrigen überdauern würden; Schopenhauer erachtete – ganz gemäß aufklärerischen Prinzipien – den menschlichen Willen als das unverwechselbar Seeleneigene; nach Kants Philosophie sind Proprium und Unsterblichkeit der Seele durch Willen und Vernunft nicht beweisbar, sondern wie jede Frage nach dem Absoluten eine Glaubensfrage; im Juden– wie Christentum ist die Seele die Empfindung, welche erst durch Verbindung eines organischen Körpers mit dem Geist entsteht, der wiederum von Gott gewollt und bejaht sein worden muss; im Gegensatz dazu kennt

der Buddhismus kein abgegrenztes Ich, sondern sieht die Seele des Einzelnen im kosmopolitischen Wandteppich von Braham (Weltseele) verwoben; Freud, Urvater der Psychoanalyse, sprach schließlich von einem System von Bewusstseinsleitungen des individuellen Wahrnehmens, des Denkens und des Gedächtnisses. Fragt man die Menschen auf der Straße über ihre Vorstellung vom Begriff der Seele, würde vermutlich jeder etwas Anderes, Eigenes in die Waagschale werfen. Man wird sich also der Seele aus einer anderen Richtung nähern müssen.

Was ist allen den genannten Vorstellungen eigen? Über alledem schwingt das würdevolle Moment dieses Wortes. Zunächst einmal unterscheidet das Wort ‚Seele' sich eindeutig von jenem der ‚Psyche'; die Seele ist nicht rein internalistisch, sie tritt auch nach außen, schafft eine Art von Aura um die entsprechende Person. Es sind die langfristigen Bestandteile unseres Charakters, etwas, das metaphorisch übrig bliebe, würde man den Menschen zu dekonstruieren beginnen.

Aber ist das für Solche, die eine klare Antwort erwarten, ein brauchbares Ergebnis? Wohl kaum. Es ist kompliziert.

Und gerade der Kompliziertheit wegen gab es Leute, die die Vorstellung von einem unkennbaren Teil von sich selbst, in den Wahnsinn trieb.

Die Kommunisten stellten ihrer Zeit die Frage, ob die Existenz der Seele überhaupt sinnvoll sei? Sie wollten sich lieber auf die anfassbaren Dinge konzentrieren, auf das letzten Endes direkt Be-

einflussbare, das Materielle. Der Mensch lebt, um zu arbeiten und er arbeitet, um zu leben – diese Maxime sollte das Transzendentale aus den Köpfen herauspferchen zugunsten einer pragmatischen, nur auf Taten ausgelegten Zivilisationsidee. Vom festen Glauben beseelt, damit eine neue Weltordnung zu errichten, scheiterten sie kläglich, und die übrig gebliebenen Nachfahren ihrer Prägung wollten einfach nicht dazulernen.

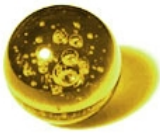
Ich kann verstehen, dass die Frage nach einer Seele und die nachgerade Unmöglichkeit, sie zu beantworten, einem Furcht bereitet.

Aber nur, wenn wir bereit sind, uns auch den ewigen Geheimnissen zu stellen, sind wir ganze Menschen. „Der Fortgang der wissenschaftlichen Entwicklung ist im Endeffekt eine ständige Flucht vor dem Staunen.“, sagte Albert Einstein und referierte damit zu dem Nebenprodukt so genannter Evolution, das den Menschen ärmer und nicht reicher macht: eine krankhafte Unruhe, alles zu kennen, zu ergründen und universelle Antworten bereitzuhalten.

Es wird eine Grenze geben, früher oder später, und unsere alten, aufgeschobenen Fragen werden uns einholen.

Die erste und letzte Frage lautet wohl:

Was ist Liebe?



Kapitel 2

Mondscheinserenade

Mitten in der Nacht – wie ein Dämon mit seinem Spieß polterte der Wind gegen den Rollladen – wachte ich auf, und im Gefolge der üblichen sich einstellenden Desorientierung stellte ich fest, dass ich lauter erotische Träume gehabt hatte.

Zwar erinnerte ich mich nur noch vage an das Filigrane der meisten Dinge, doch glaube ich, in meinen Träumen hatte ich mit gewiss allen Frauen ausgelassen Sex gehabt, an die ich im wachen Zustand nicht einmal denken wollte.

Dabei litt ich zumal unter einer leichten Erkältung und mein Kopf schmerzte dumpf, ein wenig fiebrig war ich auch.

Wie konnte ich also in solch einem Zustand einen erotischen Traum gehabt haben? Und wie konnte ich stimuliert sein beim Anblick einer Frau, die im wachen Zustand lediglich Ekel in mir hätte heraufbeschwören können? Ich schämte mich für die gottverdammte Erregung.

Eine Weile lag ich da und dachte darüber nach, und plötzlich formte sich vor meinem geistigen Auge ein Bild: Es war das zweier überdimensionaler Zahnräder in einem nicht minder überdimensionalen Uhrwerk. Ich stellte mir vor, wie es ein miniatomisiertes Abbild auch in unseren Köpfen gibt: Auf dem einen Zahnrad ist die Seele mit ihren Träumen, auf der anderen hingegen die Körperreaktionen. Und sie drehen sich: Der Zahn, der die Gravur einer nackten Frau trägt, berührt den Zahn gegenüber, der wiederum den Befehl zur Erektion bereithält. Kommt es nun zu einer Verschiebung beider Rädchen – vielleicht auch nur aus Versehen –, dann gerät der Zahn der Erregung womöglich in Kontakt mit einem anderen, nicht für ihn bestimmten Zahn, auf dem sich das Bild eines Dackels findet, und das Glied strebt demnächst beim Anblick – sagen wir – eines Dackels empor.

Was bedeutet das? Wenn die Sexualität als etwas Aufgesetztes vom Schöpfer kommt, dann ist die Liebe unsere Freiheit.

Ich lächelte, einen Moment lang eigentümlich amüsiert von diesen befremdenden Gedanken, die sich da durch meine Hirnwindungen ihren Weg bahnten, und drehte den Kopf zu ihr.

Im Dunkeln sah ich ihre Silhouette, wie sich ihr Leib abwechselnd hob und senkte. Sie lag auf der Seite, leicht schnaufend, tief versunken im Schlummer, der Kopf ruhte auf beiden Händen, die Beine waren angezogen. Mich überkam das Verlangen, mich ihrer Gestalt anzuschmiegen,

dabei ihren Duft einzuatmen, wenn auch nur, um etwas besser zu verstehen, wie es war, so dazuliegen. Schnell entschied ich mich dagegen, denn ich wollte sie nicht aufwecken; eine Stimme wie aus grauer Vorzeit hallte in mir wider, Frauen bräuchten ihren Schlaf.

Ich sehe sie immer noch. Die Art, wie sie daliegt, erinnert mich an ein Kind. Kein Kind etwa, das man unbeteiligt aus der Distanz betrachtet, aus der Warte eines Dritten, des Beobachters, über eventuelle Tollpatschigkeiten erheitert. Es ist viel unmittelbarer: ein schutzbedürftiges Kind, und mehr: ein schutzbedürftiges Kind, das einem in den Weg gelegt wurde, und es wäre ein Vergehen gewesen, einfach unbeirrt weiterzugehen. Etwas, von dem man weiß, dass es ohne die eigene Hinwendung und Fürsorge zugrunde ginge, das aber gleichzeitig keine Sekunde früher als nötig selbständig werden will.

Keine Sekunde früher… Ist das zu viel verlangt, fragte ich mich auch damals.

Und sogleich bekam ich ein schlechtes Gewissen: Würde sie diese Art von Verantwortungsbewusstsein überhaupt gutheißen? Schon sah ich ihr zorniges Gesicht vor mir, wie sie wild gestikulierte, als wolle sie aus der Luft etwas formen, und sagt: „Verantwortung hat man *nur* für ein Kind!“ Sie meint ein *wirkliches* Kind. Und wahrscheinlich hat sie Recht damit. Vielleicht aber, dachte ich mir, geht es gar nicht so sehr um sie als um mich. Denn wir erinnern uns an den alten Hegel, wie er mit ungewöhnter Ehrfurcht von

Selbstfindung in der Liebe spricht: Vielleicht wollte ich schon immer ein Beschützer sein, hatte es bislang aber nicht gewusst. Vielleicht wollte ich ein Vater sein, ein sich erheiternder Beobachter, vielleicht alles zusammen.

Plötzlich, während ich sie, die sie einst Geliebte und jetzt Kind war, noch betrachtete, kam mir die Sage von Ödipus in den Sinn.

Es heißt, ein Schafhirte hätte einst einen Säugling gefunden und ihm im Gefolge seinem König, Polybos, gebracht. Ödipus wuchs zu einem jungen Mann heran und unternahm zahllose Reisen. Einmal, auf einem Streifzug durchs Gebirge, kreuzte Ödipus den Weg eines Wagens, in dem ein fremder Edelmann saß. Wie von Geisterhand ergab sich ein Streit zwischen beiden, der Ödipus so wütend machte, dass er den Edelmann tötete. Unwesentlich später nahm er die Königin Iokaste zur Frau und wurde Herrscher über Theben. Dabei ahnte er nicht, dass der Mann, welchen er einst um sein Leben gebracht hatte, sein Vater war, und die Frau, mit der er unzählige Male seine Wolllust stillte, seine Mutter. Das Schicksal strafte nicht nur ihn, sondern gleichsam seine Untertanen, indem sie mit Krankheiten heimgesucht wurden. Als Ödipus letztendlich begriff, dass er selbst an ihren Qualen Schuld trug, stach er sich mit einer Nadel die Augen aus, schwor allem ab und verließ Theben als Blinder.

Obwohl ich die Sage anachronistisch und lächerlich fand, bereitete mir doch der Zusammen-

hang, über den ich auf sie gekommen war, ein gewisses Unbehagen in der Magengrube.

Es mochte etwas damit zu tun haben, dass Ödipus einer tragischen Wendung des Schicksals – oder besser: jener Macht, die er für das Schicksal gehalten hatte – auf den Leim gegangen war: seinem Vertrauen nämlich in die eigene Urteilskraft, in den so genannten gesunden Menschenverstand.

Womöglich hatte er in Iokaste sogar jenen fehlenden Teil seiner Seele zu sehen geglaubt, ohne den er nicht komplett sein konnte. Der Gang der Gezeiten hatte ihm übel zugesetzt, dem armen Ödipus, und am Ende mochte er sich gefragt haben: Wofür das alles? Doch nur für ein letzten Endes vergebliches Bemühen, ein ganzer Mensch zu werden.

Ich fand, das war ein interessanter Gedanke.

Ich stelle mir vor, dass ich in einer idealen Welt mit dem Mädchen aus meinem Traum lebe, kurz davor ganz zu werden. Und plötzlich taucht da jenes Geschöpf, das da neben mir schläft, entlang der geöffneten Fenstergalerie des Hauses auf. Völlig allein bleibt sie stehen, hebt den Blick zu mir – unendlich traurige Augen. Schon spüre ich Schmerz in meiner Brust – die Gewalt des Mitgefühls ist gnadenlos. Vielleicht war es Ödipus mit Iokaste nicht anders ergangen. Ehe ich weiß, was ich tue, springe ich durch das große Fenster ins Freie. Doch die Frau, von der ich mir nicht einmal sicher bin, dass sie Geliebte und nicht Kind ist, fleht mich bitter an, ich solle dort bleiben, wo

ich mich glücklich fühle. Ihre Gesten sind blass und zusammenhangslos, sie kann sich nicht gut erklären; es ist etwas, das mich schon immer an ihr gestört hat. Trotzdem fasse ich ihre nervösen Hände an, halte sie in den meinen, um sie zu beruhigen. Sie sind eiskalt. Ich möchte sie wärmen. Und augenblicklich entsteht in mir Realisieren darüber, dass ich das Haus meines Glücks – Glück, das ich gewissermaßen als Blankoschein besaß – verlassen werde, mein Paradies, wo ich mit dem Mädchen aus meinen Träumen lebe, dass ich die nötige Symmetrie einer Liebe verraten werde, um mit diesem Geschöpf, kaum mehr als eine Handvoll kosmischen Staubs, fortzugehen, mit dieser Frau, geboren aus einem lächerlichen Zufall, der uns zusammenführte.

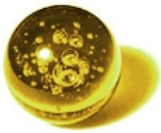
Und wieder drängte sich mir der Gedanke auf, ich hätte sie im Vorbeigehen am Wegrand meines Lebens gefunden. Man durfte ein solches Geschöpf doch nicht sich selbst überlassen, ein so wundervolles Geschöpf! Ich dachte mir: Wie viele Mythen, die Größe atmen, nehmen ihren Anfang damit, dass jemand ein ausgesetztes Mündel findet? Gäbe es unsere Zivilisation heute, hätte die Tochter des Pharao den kleinen Moses nicht aus den Wellen geholt? Gäbe es die Tragödie des jungen Ödipus heute, hätte sich Polybos nicht des jungen Ödipus angenommen?

Und während sie weiterhin ihren ruhigen Schlaf fristete und die Finsternis über uns wogte, schwoll mein Herz in unendlichem Enthusiasmus an, einen urpersönlichen kategorischen Imperativ

verspürend; es drangen Sterne durch das Dunkel, und Hände und Lippen bückten sich über mich nieder. Während sie in ihrem Schlummer verharrte, begann ich, umschlungen von meiner Mondscheinserenade, mit ihr zu tanzen.

Damals war ihr mir noch nicht der großen Gefahr von Metaphern gewahr. Mit Metaphern spielt man nicht. Die Liebe kann aus einer einzigen Metapher geboren werden.

Und daran sterben.



Kapitel 3

Von Zufall und Schicksal

Wir Menschen sind lineare Wesen. Wir sind nicht imstande, Scheidepunkte im Leben aufgrund irgendeines bestimmten Organs auszumachen (selbst, wenn gewisse Leute versuchen, einem das glauben zu machen und damit ein Heidengeld verdienen); die Art und Weise, wie wir uns tagtäglich der Zukunft stellen, läuft über jene Gabe, die sich auch Ödipus zu nutze machte – und, was für ein Pech, scheiterte: die Urteilskraft, angereichert durch Persönlichkeit und Erfahrung.

Es gibt ein weit verbreitetes Sprichwort, das besagt: Einmal ist keinmal. Mit außergewöhnlicher Präzision versteht es, die Situation des Menschen in seinem Erdendasein darzustellen: Jeder von uns versucht inständig, sich ein Lebensmodell zurechtzuschustern – eine Art Indikator – und an ihm abzuleiten, ob er die richtigen Entscheidungen trifft. Tatsächlich ist das so gut wie

unmöglich, denn wir leben ohne Vergleichsbasis. Wir hätten schon einmal dasselbe Leben gelebt haben und uns daran erinnern müssen, um eine Blaupause von ihm zu besitzen.

Ein kluger Kopf sagte einst, wir Lebenden seien die engagierten Schauspieler, die zum ersten Mal das Stück proben, und gleichzeitig sei es schon der Generalauftritt.

So, wie es ist, bleibt einmal keinmal.

Aus diesem Grund bleiben mit jedem Schritt, den wir auf dieser eigentümlichen Bühne tun, mit jedem Atemzug und jeder Handbewegung, mit jeder aus dem Bauch heraus getroffenen Entscheidung, Unsicherheiten in uns zurück, die wir nicht beseitigen können. Was war die richtige, was war die falsche Entscheidung?

Und in diesen Situationen, die schon im Kleinen verborgen liegen, zeigt sich, welche Überlebenskünstler wir eigentlich sind: Wir sagen dann immer, wir hätten uns so und so entschieden, weil uns der Ruf unseres Herzens genau dorthin geführt habe; der eine mag sich hinter einer nüchterneren Wortwahl verstecken, der andere nicht. Und ganz plötzlich gibt es ein Schicksal, eine innere Grundtendenz in uns, die den reichen Arzt die Nase in die Höhe recken lässt, obwohl ihn vielleicht mehr Glück und Tücke als Talent und Fleiß begünstigten, den streunenden Punker seine Freiheit genießen anstatt den gesellschaftlichen Abstieg bedauern lässt, den kommunistischen Revolutionär (der eigentlich nichts mit Me-

taphysik am Hut haben wollte) den Weg des Volkstribuns gehen lässt.

Ohne die Vorstellung, dass die Fügung der Dinge mehr ist als bloßer Zufall, verkäme unser Leben zu einer müden, vielleicht launischen Geste der Natur, bei manchem wohlgar zu einem der vielen kleinen Betriebsunfälle der kosmischen Geschichte.

Die Frage, die sich jetzt stellt, ist folgende: Ab wann ist es gut, an das Schicksal zu glauben, ab wann schlecht? Oder anders formuliert: Zu welchem Zeitpunkt sind wir Überlebenskünstler, zu welchen Selbstbetrüger?

Das Geschöpf, welches ich letzte Nacht beobachtet hatte, war der Anlass, zu dem ich verstärkt darüber nachdachte, ob ich an seiner Seite vom Pfad abkäme, meine Seelengänze eines Tages zu erhalten, oder ob dies genau der richtige Weg für mich war? (Machte sie sich zu mancher Stunde überhaupt auch derartige Gedanken über mich?)

Wie konnte ich es wissen? Und selbst, wenn ich es hätte wissen *können* – hätte es etwas an jenem diffusen Gefühlsbrei geändert, der da in mir widerstritt?

Das Problem am Menschen ist doch, dass die Verwirklichung der großen Träume hinter der Unmittelbarkeit des Lebens zurückzustehen hat, so wie die gesellschaftlichen Visionen eines Staatsmannes wohl oder übel vom Kleinklein–Geschäft der Tagespolitik auf den Boden des Prozeduralen zurückgeholt werden. Ob das gut oder

schlecht ist, bleibt die Frage. Diese Frau, die ich am Wegrand meines Lebens fand, war alles andere als die Partnerin, die ich mir herbeigesehnt hatte. So wie das Amt, in das dieser Staatsmann gleich einer Sardine hineingepresst wurde, letztlich über seine Person siegen wird, so sehr umfassten mich in ihrer Gegenwart ungemeines Mitgefühl und Verantwortungsbewusstsein, und plötzlich erschien es mir vollkommen müßig, ob ich vom Pfad der Seelengänze abkäme oder nicht.

Tat sich da ein neuer Ruf des eigenen Herzens auf, ein neues Schicksal? Diese Vorstellung bereitete mir gleichsam Angst: Denn wenn unser Schicksal so adaptionsfähig ist, wird es zum Spielball der Beliebigkeit.

Am nächsten Morgen las ich unversehens in einem Buch, das mir mein Vater vor einer Weile auf den Schreibtisch gelegt hatte. Darin stand etwas geschrieben von der Magie vermeintlicher Zufälle. Vermeintlich, ja…

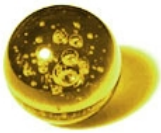
Unser Alltag, so der Autor, wird von Zufällen bombardiert; zufällige Kollisionen zwischen Menschen und Ereignissen, die man Koinzidenzen nenne. ‚Ko–inzidenz' verdiene seinen Namen jedoch erst, wenn gleich zwei unerwartete Begebenheiten aufeinandertreffen: Man nehme eine Frau, die unversehens ein Kaffee betritt. Im Hintergrund spielt im Radio ihr Liebelinslied. Sie bleibt auf der Schwelle des Eingangs stehen, weil sie plötzlich das Antlitz eines ihr ausgesprochen attraktiv und sympathisch erscheinenden Mannes mustert. Hätte der Steinmetz von nebenan

am Tisch gesessen und nicht dieser bestimmte Mann, so fiele ihr wohl nicht auf, welches Lied im Radio gespielt wurde. Der Keim der Leidenschaft, den sie in sich trägt – vielleicht auch ganz verborgen –, hat in ihr den Funken des Schönen geschürt, und sie wird diese Musik, nachgerade diesen ganzen wundersamen Augenblick, wohl nie vergessen.

Wieso? Sie hat Sinn für den Kisch. Kitsch, das ist vielleicht die wertvollste Gabe, welche dem Menschen zuteil wurde. Obwohl wir öffentlich alles Kitschige verurteilen, weil es unglaubwürdig erscheint, strebt ein jeder von uns doch nach einem Dasein, das sich ihm anschmiegt. Aber das alles geschieht auf der unterbewussten Ebene, wir nehmen es nicht wahr. Denn im Prinzip ist das Leben auch so komponiert – wie ein Roman, wie ein Musikstück, nach Sinn und Erfüllung trachtend. Der Mensch, der vom Schönheitssinn geleitet ist, verwandelt ein zufälliges Ereignis in ein Motiv, das er der Partitur seines Lebens einverleibt. Er nimmt es wieder auf, wiederholt es, variiert es und entwickelt es weiter, wie ein Komponist, wie ein Künstler es tut. Es ist ein unsichtbares Sinnesorgan für die Gesetze der Ästhetik, das da in jedem von uns am Werke ist.

Der genannte Autor schrieb, man könne einem Roman somit nicht vorwerfen, vom geheimnisvollen Zusammentreffen der Zufälle so fasziniert zu sein, dass er ein wie deterministisches Schicksal daraus ableite. Er mache die Poesie der menschlichen Seele nur sichtbar, erfahrbar, und das aus

einem bestimmten Grund: weil der *Mensch* in seinem reizüberfluteten Alltag solchen Zufällen gegenüber blind sei und dem Leben so die Dimension des Schönen, des Wundervollen, nehme.



Kapitel 4

Erkenne Dich selbst

Sie verbrachte oft lange Zeit im Badezimmer, und das war neben den fahrigen Gesten eine Eigenschaft, die mich immer sehr an ihr störte. Wenn sie dann schließlich herauskam, auf dass ich meine morgendliche Toilette oder wir unseren gemeinsamen Tag beginnen konnten, und ich sie fragte, was genau sie eigentlich jedes Mal so lange darin mache, war meist eine jener fahrigen Gesten die Antwort, ich seufzte ein wenig enttäuscht oder murrte etwas vor mich hin und verdrängte die Sache bis zu ihrer nächsten Erscheinung.

In dieser Hinsicht war ich ohne Respekt.

Das war ein großer Fehler. Denn ich hatte zu diesem Zeitpunkt noch nicht verstanden, dass sie in den stillen Momenten, da sie einsam vor dem Spiegel stand, ihre ureigene Poesie betrieb, sich ihrem Kitsch hingab.

Oft denkt sie, dass das Leben ein gottverdammter Kampf ist, aber sie versteckt diese latente Verzweiflung hinter einer Tünche aus vermeintlicher Gleichgültigkeit. Diese kühle Distanz gegenüber sich und ihrer Umwelt wirkt wie ein Schutzfilm. Sie weiß nicht, wann sie damit angefangen hat. Ihr Freund denkt, dass sie diese, aus seiner Sicht bemitleidenswerte Eigenschaft von ihren Eltern übernommen hat, und sie leistet keinen offenen Widerstand. Doch insgeheim ist sie anderer Meinung. Sie glaubt, dass es etwas mit den Worten zu tun hat, die ihr jemand einst gesagt hat: „Die Wahrheit ist wie eine Decke, bei der man immer kalte Füße bekommt. Du kannst an ihr ziehen und zerren, aber sie wird Dich nie ganz bedecken."

Deshalb ist es ihr wichtig, der Wahrheit zuvorzukommen, sie gar nicht an sich heranzulassen. Denn sie hat das zutiefste Gefühl, dass die *wirkliche* Wahrheit nur aus ihrem Innern strömen kann; dass sie irgendwann kommen wird wie ein plötzlicher Sommerregen, der sich über ausgedörrtes Land ergießt und das Gesetz des Minimums zu neuer Ehre führt, wenn eine Steppe sich ins Paradies verwandelt.

Sie ist eine Hüterin von Geheimnissen. Sie lebt in einer Welt vieler kleiner Hoffnungen. Sie kann warten, weil ihre Geduld bemerkenswert ist.

Sie hat es nicht leicht gehabt im Leben. Irgendwann gewöhnte sie sich daran, das Meiste alleine zu machen. Wo ihr Wesen, wie es heute ist, seinen Ausgang genommen hat, ist eine wirk-

lich gute Frage. War es der Moment, als sie im zarten Kindesalter zum ersten Mal verraten wurde, und das gleich von ihrer besten Freundin? War es der Moment, als sie von gleichaltrigen Mädchen verprügelt und gezwungen wurde, nackt in einen See zu steigen, Zigaretten zu rauchen und sich auf einem Heuboden einsperren zu lassen? Oder war es ihre Mutter mit ihrer oft artikulierten Selbstgewissheit, bei der Erziehung ihrer Tochter nie etwas falsch gemacht zu haben?

Eines ist sicher: Sie will von Anderen so gesehen werden, dass sie ihre Entwicklung selbst in der Hand hält, dass sie kein Blatt im Wind ist.

Immer, wenn sie vor dem Spiegel steht, ist es ein exemplarisches Beispiel für die existenzielle Hybris, aus der alles Menschenleben hervorging: einer eigentlich unvereinbaren Doppelheit.

Aus Körper und Seele.

Hin und wieder denkt sie darüber nach: Vor ihrem geistigen Auge sieht sie den ersten Menschen – mehr Affe eigentlich. Und dieser Affe verfügt gerade so über genug Hirnmasse, um gelegentlich still zu sein und in sich hineinzuhorchen. Um erstaunt und entsetzt darüber zu sein, was er hört. Schläge hinter seiner Brust. Das muss ein schwieriger Gewöhnungsprozess gewesen sein, sich in einem Körper zu realisieren, ja, sich gar damit zu identifizieren. Fleischlichkeit, die nichts weiter ist als eine begrenzende Hülle. Ein Zwinger. Für etwas in seinem Innern, das nicht so recht da hineinpassen wollte. Eine Wolke aus Gefühlen, aus Licht in allen Farben des Spekt-

rums. Ein Land aus flüssigem Silber. Etwas, das sah, hörte, sich fürchtete und wunderte. Ein Rest, der unabhängig vom Körper zu sein schien, nach dem Abzug der Hülle allerdings auch vergehen würde. Diese Entität war die Seele.

Wie nehmen sich die Dinge heute aus? Anders. Völlig anders. Der emanzipierte Affe hat keine Angst mehr, weil sein Gehirn gewachsen ist, und er wiederum ist stolz darauf. Er hat Namen und ausdrucksstarke Bilder gefunden für das, was in ihm am Werke ist: eine Pumpe, ein Schlauch, ein Armaturenbrett. Der moderne Affe verwendet diese Namen und Bilder ganz nüchtern. Ganz einfach.

Der moderne Mensch denkt in Schubladen, in Kategorien, versenkt den Blick in Schaubilder und Diagramme. Das ist seine Macht, das ist seine Beruhigung, denn er tut alles, um dem Wunder zuvorzukommen. Die Wissenschaft macht es möglich: Die Dualität von Körper und Seele ist nicht mehr.

Es gibt bestimmte Momente, da findet sie diese Vorstellung ganz scheußlich, einfach falsch. Dann flüchtet sie ins Badezimmer und steht, wie jetzt, vor dem Spiegel. Sie denkt dann, man habe eine Lüge zur Weltordnung gemacht. Wie gerne würde sie diese elende Hülle verlassen, die sie so gar nicht mit sich selbst identifiziert…

Die Ähnlichkeit mit der Mutter ist stets das erste, was ihr auffällt, wenn sie ihr Ebenbild betrachtet, und es bereitet ihr Angst, lässt das undeutliche Gefühl über ihre inneren Wogen klet-

tern, sie sei ein Konglomerat aus Kopien. Und sogleich sind da Dinge, die sie an sich auszusetzen hat: Die Nase sollte mehr eine Linie mit ihrer Stirn bilden, die Lippen voller sein, die Haare anders fallen… Das Schlimme ist: Die Schuld auf ihrer Mutter abzuladen, tut zwar für eine Sekunde gut, ändert aber nichts an ihrem eigenen Missfallen. Sie findet ihren Körper auch aus anderen Gründen schlimm: Er konserviert die Spuren schlechter Erfahrungen. Narben. Sie hat das Gefühl, die Vergangenheit sei nicht wirklich vergangen, sondern stets bei ihr, *an* ihr, so wie der eigene Schatten, den man nie loswird.

Als sie zum ersten Mal richtig verliebt war, merkte sie, wie gern sie aus diesem Körper aussteigen wollte. Es war der Moment, als sie und ihr Freund sich liebten, und irgendwie schaffte es ihr Bauch permanent zu rumoren. Nicht, dass der Junge das im Liebeseifer bemerkt hätte, aber ihr erdeuchte es sich zu diesem Zeitpunkt ganz klar: Die postulierte Einheit von Körper und Seele, diese überaus lyrische und großmütige Zivilisationsidee, ist eine Lüge.

Es gibt Leute, denkt sie, die gerne an diese Lüge glauben wollen. Es sind Personen, die noch nicht vom Leben enttäuscht wurden, keine Niederlagen erleiden mussten, die daran glauben, das Leben sei für sie da und kein Bisschen umgekehrt. Ich bin ich, und das ist eins – eine einfache, schöne, individualistische Formel, der keiner zuleibe rücken kann. Selbstbetrug, findet sie.

Irgendwann dachte sie sich: Wenn sie schon nicht ihre vermaledeite Fleischlichkeit verlassen kann, dann ist es doch vielleicht irgendwie möglich, sich selbst zu beweisen, dass diese Hülle nur etwas viel Wertvolleres schützt. Ihr wahres Selbst. Und so versuchte sie, wann immer sie so vor dem Spiegel stand, durch ihren Körper hindurch zu blicken.

Da sie fürchtet, dabei von der Mutter oder dem Freund ertappt zu werden, werden die Blicke in den Spiegel getragen von geradezu sündiger Gemütsverfassung. Immer geht sie gleich mehrfach hintereinander sicher, dass die Tür des Badezimmers verschlossen ist, so groß ist ihre Angst. Selbst das Schlüsselloch darf nicht einsehbar sein.

Mit Eitelkeit haben diese ‚Ausflüge' nichts zu tun. Für sie geht es darum, die Zeit der Evolution zurückzudrehen, zurückzukehren in jenen Augenblick, da der Mensch Erstaunen ob der Seele und Entsetzten ob des Körpers empfunden hatte. Sie möchte das Erstaunen festhalten und erforschen. Sie will das eigene Ich sehen und staunen.

Irgendwie hatte sie schon immer gewusst, dass sie über diese Gabe verfügt, aus einer Welt, die oft so schwer wiegt wie Blei, zu flüchten, kontemplativ zu sein, im inneren Kosmos zu versinken.

Es dauert eine Weile, bis sie soweit ist. Aber dann funktioniert es: Sie vergisst, dass sie auf das Armaturenbrett ihrer Körperfunktionen starrt. Irgendein unverlöschlicher Glanz tritt aus ihrer Brust und lässt das ganze Badezimmer er-

strahlen, leuchten wie den schönsten Blumenstrauß. Draußen, jenseits des Fensters, scheint die Welt in Zeitlupe abzulaufen: Blätter, die der Herbstwind durch die Lüfte wirbelt, verharren plötzlich; das Bellen eines Hundes aus der Nachbarschaft verschwimmt, wabert; die Wolken am Himmel tun keine Regung; das Rauschen eines nahe gelegenen kleinen Flusses dehnt sich aus, klingt wie Rascheln im Unterholz…

Und ja – endlich ist der Moment des Wundervollen eingetreten, da sie glaubt, ihre Seele zu sehen, welche sich im Antlitz ihres Gesichts entschleiert. Dieser Moment ist deshalb wundervoll, weil die Welt um sie herum sich in ihm verwandelt: Sie feiert sie für ihre Einzigartigkeit, für ihre Unverzichtbarkeit, für ihren Erfolg. Die Welt wird zu einem einzigen großen Freund, der sich anschickt, nie etwas anderes gewesen zu sein.

Sie vergisst, dass die Nase ihrer Mutter gehört, zudem in Wirklichkeit nur das Ende des Luftschlauches zur Lunge ist, und sieht darin einen getreuen Ausdruck ihres Charakters, ihres Wesens. Sie kann sich plötzlich so lieben wie sie ist, weil sie Gewissheit darüber zu besitzen glaubt, dass in ihr etwas wirklich und beständig am Werke ist, das mitteilt: Es muss so sein. *Du* musst so sein.

Alles erscheint möglich. Das Paradies liegt ihr zu Füßen.

Sie betrachtet sich lange, und manchmal stolpert sie doch wieder über die Züge ihrer Mutter – und schlagartig schwächt sich das Konzert der

Welt um sie herum wieder ab, die Farben verklingen und das Leben scheint seinen normalen Puls wieder zu finden. In diesem Moment ist sie panisch, aber ihr gelingt es, sich erneut zu konzentrieren, sich beharrlicher im Spiegel zu betrachten und ihren Willen anzustrengen. Sie verbannt ihre Mutter mit aller Kraft. In ihrem Gesicht soll nur das verbleiben, was genuin sie ist. Gelingt es ihr, so ist dies ein berauschender Augenblick: So wie ein Soldat, der lange und hart und unter Entbehrungen sein Vaterland verteidigt hat, wohlverdient in die Heimat zurückkehrt, umjubelt und geliebt, liebkost sie sich selbst. Und die Seele steigt in die Höhe, so wie ein großer, roter Luftballon.

Doch Luftballons platzen irgendwann unweigerlich, und so kann auch sie diesen Moment nicht festhalten, obgleich sie wünscht, sich für den Rest ihres Lebens in ihm zu säumen. Das Konzert der Welt um sie herum schwächt sich ab, die Farben verklingen und das Leben findet seinen normalen Puls wieder.

Sie kann es nicht akzeptieren. Sie will nicht in die Lüge zurückkehren, in diese kalte, graue Lüge, reich an Beliebigkeit, arm an Sinnstiftung. Nein, von der Lüge namens Weltordnung ist sie übersättigt bis zum Erbrechen. Um jeden Preis muss sie das Zurückfallen verhindern. Sie weiß, dass es mit ihm bestellt ist wie mit dem Pendel einer Uhr, das in eine Richtung schwingt: Es wird irgendwann unweigerlich in die andere Richtung

schwingen. Aber nur einen Moment will sie noch das Wundervolle genießen, nur einen Moment…

Sie hebt ihre Hände zur Stirn und beginnt die Fingernägel in die Haut zu bohren, schabt sie langsam, aber beständig weg. Wenn der erste Tropfen Blut hervortritt und sich wie unschuldig den Weg über die Schläfe bahnt, dann ist es, als hätte sie in ihrem Körper ein Loch erzeugt, durch das der unverlöschliche Glanz ihrer Seele winkt.

Noch ein Loch… Vielleicht kann sie sie befreien. Unsinn, sie weiß doch, dass es nicht möglich ist, sie zu befreien. Sie wollte doch nur noch einen Moment das Wundervolle genießen. Und plötzlich ist auch das nicht mehr genug, vielleicht, weil die Zeit schlichtweg schon verstrichen ist. Ein schreckliches Gefühl. Sie stellt sich vor, dies sei ihre letzte Chance, die Seele zu befreien. Und plötzlich will sie mehr, *alles*; ihre Seele befreien aus diesem scheußlichen, engen, alternden, längst nicht perfekten Korsett, sie will den Sommerregen hier und jetzt spüren.

Binnen weniger Minuten ist das Waschbecken gesprenkelt mit Blut, das von den Armen heruntertropft. Die Hände sind stellenweise rot, schweißfeucht und zittrig. Sie ist wie in Trance, auf dem Weg ins Paradies. Nur noch ein Kleinwenig…

Die Pforten versperren sich, kurz bevor sie eintreten kann. Sie findet sich wieder und ist entsetzt über die Entstellung. Sie sieht auf die Uhr und denkt, gleich werde sich ihr Freund bestimmt wieder aufregen. Also wäscht sie sich eilig

das Blut von Stirn und Armen und verdrängt den Moment, da Befreiung – Freiheit! – in greifbarer Nähe lag.

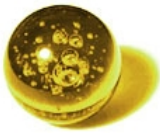
Sie ist eine Hüterin von Geheimnissen. Sie lebt in einer Welt vieler kleiner Hoffnungen. Sie kann warten, weil ihre Geduld bemerkenswert ist.

Am Ende dieses Badezimmeraufenthalts ist sie im doppelten Sinne eine Geheimnishüterin: Fein pudert sie die Wunden auf ihrer Stirn davon und geht sicher, dass das Haar über die nur zögerlich heilenden Krusten fällt. Sie lächelt ihrem Freund entgegen, wenn sie sagt: „Du kannst jetzt 'rein." Es ist ein Lächeln, das ihn seine Aufregung schnell vergessen lässt; das ihn glauben macht, sie sei so unschuldig und schutzbedürftig, dass er immer bei ihr bleiben müsste. Dass sie ein Wesen sei, das niemals in Berührung komme mit der Hölle und deshalb von einer außerordentlichen Anfälligkeit für alles Schlechte.

Er irrt, denn wir alle machen uns unsere eigene Hölle, selbst, wenn wir eigentlich den Himmel anstreben.

Sie ist eine Meisterin der Maskerade.

Und sie hasst sich selbst dafür.



Kapitel 5

Zweisamkeit

Im China der Kaiserzeit durfte der Monarch mindestens zwei Frauen haben. Es ist aber erstaunlich – das belegen gesicherte Quellen –, dass sich im Laufe der Jahre herausstellte: Nur *eine* Frau genoss sein völliges Wohlwollen. Nur zu einer Frau fühlte er sich wirklich hingezogen, suchte ihre Nähe und nicht umgekehrt. So führte man, gedrungen durch die Praxis, irgendwann den Status der Haupt– und Nebenfrau ein. Als der letzte chinesische Kaiser Pu Yi unter dem Druck der Maoisten aus dem Land floh, und zwar in den Westen, blieb letzten Endes nur eine Frau an seiner Seite.

In diesem Mikrokosmos zeigt sich, wie letzten Endes ein humanistischer über einen politisch–institutionellen Wert siegt. Das ist heute ein Erfahrungs– und Überzeugungswert, auf dem unsere westliche Zivilisation christlich–abendländischer Prägung fußt: Wirkliche Liebe

kann nur zwischen *zwei* Partnern möglich sein. Die Zweisamkeit gilt heute als einzig anerkannte Form der Bindung, ganz im philosophischen, nicht im weltlichen Sinne, wo weiterhin ganz andere Partnerschaftsformen existieren. Generationen von Künstlern und Poeten rankten sich um das Verhältnis zwischen zwei Liebenden, und völlig egal, was ihre Werke letztlich zustande brachten und aussagten – sie alle wurden getrieben von der besonderen, magischen Note der Zweisamkeit. Ich erinnere mich immer wieder an den alten Hegel, wie er da wohl selbst mit zittrigen Händen saß, das Bild einer ganz bestimmten Frau vor dem geistigen Auge, und der Verlockung nachgab, sich einem Spiel von ungewissem Ende auszusetzen. Obwohl überall sonst in seinen Werken ein großer Zweifler, schien er von einem ungeheuren Optimismus befangen, menschliches Einander–verstehen würde erst mit und durch die Liebe möglich.

Georg Büchner stellte in einem der Bücher seines kurzen Lebens eine andere Theorie auf: Er beseelte den müde gewordenen französischen Revolutionär Danton mit einem zu Hegel fast antipodischen Weltbild. Wenn Danton in der Teestube sitzt und sich desillusioniert darüber auslässt, dass die Menschen Grobschlächter seien, sich nur mit Leder aneinander abwetzten und sie sich schon die Hirnfasern aus den Schädeln reißen müssten, um einander wahrlich zu verstehen, dann projiziert dies einen zutiefsten Unglauben an menschliche Kommunikationsfähigkeit, zu-

mindest in letzter Instanz. Diese Vorstellung machte mir von jeher große Angst, hatte mich doch noch nie zuvor eine derartige Spekulation über das Einander–verstehen befallen. Büchner betreibt keinen Zivilisations–, sondern einen Humanpessimismus, und dieser rührt nicht von alltäglichen Dingen wie Smalltalk her, sondern konzentriert sich ganz bewusst auf die Frage, ob innig verbunden fühlende Menschen jemals einander *wirklich* nachvollziehen werden können oder ob ihnen nur die persönliche Einbildung einen Streich spielt.

Ich weiß wirklich nicht, warum ich mich gerade an jenen Moment erinnere, aber plötzlich sehe ich uns wieder, wie wir eines Sommernachts inmitten einer hohen Wiese lagen und händehaltend das Sternenzelt betrachteten. Uns war einfach schrecklich heiß gewesen, und so beschlossen wir, noch einen kleinen Spaziergang zu unternehmen. Diese Wiese hatte plötzlich gelockt – so etwas hatten wir noch nie miteinander getan. Vielleicht ist es das Sinnbild: Vor unseren Füßen erstreckte sich das Paradies in seiner ganzen Statik, und in uns köchelte die Dynamik, etwas Neues zu machen, etwas irgendwie Herausforderndes, ja, auch etwas Rebellisches, im Kleinen wohlgemerkt.

Wir legten uns nieder, weich umfangen vom Gras. Dort oben am Firmament verfolgten wir die Sternzeichen und bildeten eigene; ich fühlte mich plötzlich in einer Obhut wie ein gut behütetes Kind.

Es ist eine andere Perspektive als am Tage. Nicht dieses fette, grell gleißende Auge, das einen ununterbrochen anstarrt, hin und wieder von einigen Wolken verdeckt, sondern hier wird einem das Gefühl zuteil, viele Eltern zu haben, die alle anders von einem denken, dass es sehr viel mehr Möglichkeiten gibt, die Zukunft zu beschreiten. Vielleicht empfinden manche Leute die Nacht deshalb als so reizvoll.

Es war ein Moment vollkommener Indifferenz, und so fühlte ich mich dazu angehalten, Themen anzusprechen, die sonst nicht auf der Tagesordnung stehen. Ich erinnere mich nicht mehr, wie genau wir auf den Punkt zu sprechen kamen – und das gibt mir das Gefühl älter zu sein als ich wirklich bin –, aber irgendwann stellte ich ihr eine hypothetische Frage: Angenommen, sie hätte mit der geliebten Person ihres Lebens den Großteil ihres Daseins verbracht, und diese Person verstürbe eines Tages – könnte sie sich erneut binden?

„Wieso nicht.“, erwiderte sie wie leichthin.

Zunächst glaubte ich, diese Antwort sei eine Provokation, bewusst gewählt, weil sie durch meine Art der Fragestellung genau wusste, wie ich dazu stand. Doch wenn dem so gewesen wäre: Warum hatte ich die Frage dann überhaupt gestellt?

„Nur weil ich mir irgendwann einen neuen Partner suche, heißt das nicht, dass jemand, den ich damals sehr liebte, abgewertet wird. Ich glaube, das ist nur natürlich.“

„Natürlich…“, wiederholte ich. „Schwäne trauern auch das restliche Leben lang um ihren Partner.“

„Ja, weil ihr restliches Leben dann nicht mehr lange dauern wird. Schwäne brauchen die Gemeinschaft, ununterbrochen. Aber der Mensch ist anders. Er ist weder Herdentier noch Einzelgänger. Trotzdem braucht er seine eigene Beständigkeit.“

„Woran könnte das wohl liegen?“

Sie blinzelte. „Sag Du's mir.“

„Vielleicht weil bestimmte Dinge ihren Preis haben wollen.“

„Ich würde diese Person nicht mehr lieben wegen eines Rings oder eines Stücks Papier. Im Gegenteil. Es bedarf der Freiheit, um sich jeden Tag neu für jemanden entscheiden zu können. Nur so funktioniert Liebe, und nur so kann sie aufhören ohne Kollateralschäden zu verursachen.“

Ich sagte ihr, dass ich mein restliches Leben – also nachdem mein fiktiver Partner verstorben ist – von den Erinnerungen leben könnte. Dass mir das reichen würde.

Darüber lächelte sie und sah mich an. Ihre blauen Augen leuchteten im Licht des Mondes. „Möchtest Du gerne in der Vergangenheit leben?“

Ein Strahl schien wie aus dem Nichts auf jenen Winkel meiner Seele gefallen, den ich am liebsten nicht preisgegeben hätte. „Nein.“, antwortete ich schnell und doch seltsam verspätet.

„Siehst Du.“ Sie lächelte immer noch, aber anders. „Die Vergangenheit sagt Dir, wo Du her-

kommst, aber was Du bist, entscheidest Du jeden Tag, jeden Tag aufs Neue. Das muss jeder für sich tun. Das Leben steht niemals still. Zu keiner Zeit. Und irgendwann endet es wohl oder übel. Alles andere wäre eine Illusion."

Da saßen wir immer noch, jetzt schweigend.

Und hier war ich wieder bei meinen Illusionen.

Irgendwann hatte ich zu fantasieren begonnen. Von der idealen Welt mit dem Mädchen aus meinen Träumen, meine ich. Vom Haus meines Glücks. Von einer hypothetischen Welt, in der Sehnsüchte ihren Platz fanden. Ich begann von einem Menschen zu träumen, mit dem ich verschmelzen konnte, auf eine ganz subtile Weise, die auf den ersten Blick immer von den kleinen Gesten leben konnte, die in letzter Instanz aber immer umfangen wurde von dem großen Ganzen im Hintergrund: einer Liebe, die an die Grenze dessen ging, was man zu empfinden imstande war. Eine Symbiose? Vielleicht. Zumindest meine ich diese Ebene, auf der die Liebe selbst etwas Neues aus den Liebenden schmiedet, eine eigenartige, seltsame, dualistische Einheit. Ist das auch ein Widerschein des Paradieses, der Idylle? Ich weiß es nicht. Aber ich weiß um etwas anderes, um einen Spruch, den mir einmal jemand sehr Bodenständiges ausgesprochen hatte: „Diejenigen, die ständig über das perfekte Leben sinnieren, vergeuden das richtige Leben und seine Möglichkeiten."

Ja, ich weiß schon… Einmal ist keinmal. Es ist vergeblich, dagegen etwas zu unternehmen.

Plötzlich fragte ich mich, wieso ich wohl mit ihr zusammen war, mit ihr, die sie da so unbefangen im hohen Gras lag? War es die Metapher des Widerscheins oder die Bodenständigkeit? Warum nicht beides?

Diese Gedanken waren wenig ergiebig.

Ich seufzte leise. Vielleicht hatte sie Recht. Und vielleicht war das Leben einfach nicht gemacht für die große, alles überdauernde Liebe und jene Art von Verschmelzung, die ich mir durch irgendwelche widrigen Umstände in den Kopf gepflanzt hatte. Ich weiß nicht, wie es geschehen war. Vielleicht musste man in Momenten denken, nicht in Visionen – Brocken, an denen man sich wohlgar eines Tages verschluckte. Die besonderen Momente genießen und dankbar dafür sein. Und das war schon alles? Ja, vielleicht. Vielleicht wäre alles andere vergeblicher Größenwahn. Selbstbetrug.

Trotzdem interessiert mich im Rückblick, wann diese Vision vom Paradies in mir zum ersten Mal aufgekommen ist. Ich kann es nicht ganz eruieren, aber es muss noch in meiner Kindheit gewesen sein. Ein ganz merkwürdiges Ereignis…

Einmal, auf einem meiner oftmals einsamen Streifzüge durch einen nahe gelegenen Wald, stolperte ich beinahe über ein Pärchen, das in einer flachen Mulde im Herbstlaub unter einem Regenmantel lag und sich liebte. Der Mantel war im Eifer des Gefechts nach oben gerutscht, sodass er zwar ihre Köpfe verbarg, nicht aber die Unterleiber – oder vielleicht hatten sie ihn auch extra

hochgezogen, weil sie lieber ihre immerhin erheblich leichter identifizierbaren Gesichter verhüllen wollten als ihre Hintern –, und als ich sah, wie die Flanken des Mannes rhythmisch in die aufrecht stehende Gabelung zwischen den erhobenen, weit auseinander gespreizten Beinen der Frau fuhren, da geriet mein Blut in Wallung, und eine Mischung aus Entsetzten, Ekel und Erregung schnürte mir die Kehle zu. Ich hatte hinter einem Baumstamm Deckung genommen und spähte und staunte und lernte. Als dann aber einer von den beiden Wollüsternen den Mantel doch wieder herunterzog, entblößte sich ihrer beider Antlitz. Und was sich in ihren Augen sah, war unfassbar. In ihren erröteten, vor Vergnügen und Hingabe aufzuckenden Gesichtern stand ein Ausdruck geschrieben, der im Funkeln ihrer Augen manifest wurde. Mit diesem Glanz, nein, vielmehr ein Flackern war es, war ich noch nie zuvor konfrontiert worden: Wie sie so übereinander lagen, keuchten, schwitzten, stöhnten, schien es, als wären in ihren Augen ganz besondere Öffnungen entstanden, durch die ihre Seelen den Käfig namens Körper verlassen konnten. Es war ein…unverlöschlicher Glanz. Und mit ihm streckten sie sich nacheinander aus. Überschwänglich. Aus dem Moment heraus. Sie taten es unabhängig von Wahrscheinlichkeit, unabhängig von Hoffnung, denn ihrer Fleischlichkeit vermochten sie ohnehin nicht zu entfliehen. Trotzdem wollten sie so sein; mit ihrer Liebe sich anschicken, Grenzen zu sprengen.

Plötzlich war mir etwas klar geworden: Ein Mensch, der sein Leben intensiv lebt, genießt die ganze Zeit, auch ohne Sex. Und wenn er Sex hat, dann geschieht dies aus dem Überfluss heraus. Wie bei einem Glas Wein, das so lange gefüllt wird, bis es irgendwann zwangsläufig überläuft. Wer liebt, braucht den Sex nicht, um sich gut zu fühlen. Zwei Menschen, die sich lieb haben, müssen ihre Zeiger geduldig und beharrlich in vielfältigen Rollenspielen aufeinander bestimmen, bis sie begreifen, dass Liebe sehr viel mehr ist als eine bloße Begegnung zweier Körper; es ist eine Umarmung von Körper *und* Seele zugleich.

Seltsam. Wie kommt es bloß, dass in der Kindheit alles Neue, das mein Interesse weckte, die Aura des Unheimlichen besaß, wo es doch in allen Quellen übereinstimmend heißt, das Unheimliche sei mitnichten etwas Neues, sondern vielmehr etwas Wohlbekanntes, das nur in veränderter Gestalt wieder zu uns zurückkehrt, das zum Wiedergänger wird?

Vielleicht ist *alles* ein Wiedergänger und auch dazu bestimmt, wiederzukehren, aber nur die menschliche Arroganz und ohnehin eingeschränkte Sichtweise als Flöte im kosmischen Symphonieorchester verbietet sich die Vorstellung, wir wären Teil eines riesigen Zyklus. Eines Kreislaufs, der sich immer und immer wieder aufs Neue wiederholt. Ich kann verstehen, dass diese Überlegung erschreckend wirkt. Sie würde alle Errungenschaften seit Galilei wieder in Frage stellen. Es wäre eine bislang ungedachte Per-

spektive auf den Kosmos. Gott wird zum Herrscher, nicht der Welt, sondern vor allem der Zeit. Ein Sandmann zwischen Tick und Tack.

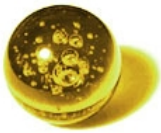
Nietzsche hat dazu ein faszinierendes Gedankenspiel entwickelt. Es ist das Theorem von der so genannten Ewigen Wiederkehr. In dieser möglichen Welt, in der sich alles wiederholt, wird jede Geste – ja, selbst das Lachen und das Tanzen – tonnenschwer, denn es gibt kein Vergessen. Die Vergänglichkeit als solche, die in unserer Wirklichkeit angelegt und omnipräsent ist, wird völlig außer Kraft gesetzt. Einstmals verfeindete Nationen könnten nicht mehr den Pfad der Aussöhnung beschreiten, zerbrochene Herzen keinen Neuanfang mehr wagen. Das Diktat der kleinen Geste, die irgendwo am Anfang steht, würde alles vereinnahmen und zusehends unbeweglich machen. Dies wäre eine Welt, die an ihren eigenen, hehren, hochtrabenden Ansprüchen erstickte, zumindest deshalb, weil ihr das unbeständige Wesen Mensch, ein Hybrid zwischen Statik und Dynamik, nicht gerecht würde.

Möglicherweise hatte sie mir da etwas Wahres gesagt. In der Vergangenheit zu leben, würde bedeuten, sich vom Gestern das Heute und indirekt auch das Morgen diktieren zu lassen.

Ich kleiner, – oh Glück! – vergänglicher Mensch stürzte mich also in die Magie des Augenblicks und küsste sie.

Manchmal ist das Denken ein Fluch, und doch kehrt es immer wieder zu mir zurück.

Damals nicht. Während sich unsere Lippen berührten, nahm sie meine Hand und legte etwas Kleines, Rundes hinein. Das war unlängst ein Teil unseres Kitsches geworden.



Kapitel 6

Das Geschenk

Warum empfand ich in den Momenten innig–ster Liebe – jene kostbaren, da raren Momente, die ich mir immer herbeigesehnt hatte – stets diesen nicht zu bändigenden Zweifel? Einen erhabeneren Zweifel als die sonstigen auf der Bühne namens Leben, wo die Generalprobe gleichsam die Uraufführung ist; einen Zweifel meine ich, der alles, wirklich alles, in Frage zu stellen vermag. Kommt hier vielleicht wieder die Paradies–Metapher zum Vorschein? Teilt sie mir mit, dass der Mensch immer nur auf dem Weg zu einem gesetzten, wie leidenschaftlich auch immer schwingenden Ziel sein kann, und dass sich, sobald er es zu erreichen glaubt, Erschlaffen und Dekonstruktion einstellt, weil ihm plötzlich der Sinn geraubt wurde beziehungsweise er diesen Sinn nur noch verwalten und nicht mehr schöpfen kann? Das wäre in gewisser Weise ein Trost, machte es mich doch frei von persönlicher Schuld.

Ich könnte dem Schöpfer etwas in sein fettes, hässliches Auge werfen, weil er uns Erdennaturen so unvollkommen kreiert hat, so irrsinnig schizophren, dass, wenn ich in den Spiegel schaue, da nicht ein Ebenbild ist, sondern gleich ganz viele, jedes unterschiedlich alt, die einen betrübt, die anderen überglücklich. Alle zusammen in einem Körper, alle zusammen in einer begrenzenden Schale, in einer Handlung, in einer Geste, in einem Zwinkern.

Gibt es wohlgar noch eine andere Möglichkeit als die Schuld Gott oder Mutter Natur anzukreiden, den Deterministen? Was wäre nämlich, wenn wir in Wahrheit ein urpersönliches Wahrnehmungsproblem in Bezug auf uns selbst haben, wenn uns diese Wahrnehmung einen Streich spielt, wenn wir Selbstbetrug tagtäglich praktizieren, alle süchtig nach der Droge ‚Verschleppung'?

In diesen Gedankengängen fühle ich mich nicht gänzlich auf weiter Flur, denn ein Autor hat sich auch schon einmal darüber den Kopf zu zerbrechen gesucht. Er schrieb: „Wir ähneln denen, die wir hassen, mehr als wir denken. Und deshalb glauben wir, dass wir denen, die wir lieben, nie wirklich nahe sein können"[3].

Was wäre nämlich, wenn wir die Dinge spiegelverkehrt wahrnehmen, weil wir sie so wahrnehmen wollen, ja vielleicht müssen, um nicht vor der hässlichen Fratze zu Tode zu erschrecken, die

[3] Albert Sanchez Pinol, Im Rausch der Stille

uns unsere Ebenbilder in entillusioniertem Zustand präsentieren würden?

Seltsam. Die größte, eigenartigste Scham empfand ich, als sie mir das erste Geschenk machte, das allererste.

Ich weiß noch: Wir standen am Bahngleis, und der Zug würde jeden Moment mit ihr abfahren. Wir nutzten jede noch verbleibende Sekunde, um einander in die Augen zu sehen, und – verdammt noch mal – ich war mir dessen gewahr, dass gleich etwas bevorstand, das einzig und allein meinem inneren Schweinhund galt. Die Uhr lief gegen mich.

Ein Mädchen das erste Mal zu küssen, es ist eine merkwürdige Erfahrung. Wenn das Zittern der Hände einem eine schier unüberwindbar große Hürde auferlegt und blasse Haut sich nur zögerlich nähert, wenn sich zaghaft schließlich weiche Lippen berühren… Von alledem wird einem von den Eltern nichts erzählt; vielleicht, weil sie ganz genau wissen, dass sich das Wunder nur einmal ereignet und dabei eine Sprache der Geheimnisse spricht, die, haben sie sich erst einmal zu erkennen gegeben, für immer verfliegen.

Ihr wohl wollendes Lächeln beruhigte mich wieder von der anfänglichen Befürchtung, etwas falsch gemacht zu haben.

Dann, wie in von einem unsichtbaren Script diktierter, penibler Reihenfolge, holte sie etwas aus ihrer Jackentasche hervor.

Ich will versuchen, diesen Moment festzuhalten, auf die Gefahr hin, dass mir das nicht ganz gelingen wird.

Was in meiner Brust da schlägt, ist in diesen Sekunden mehr eine Kesselpauke als eine Pumpe, während ich auf ihre offene Handfläche starre, die sie mir entgegenstreckt. Die Welt um mich herum hält den Atem an, weil ich glaube, mich auf eine andere, neue Welt zuzubewegen. Sie ist gezeichnet mit den Initialen des Sternenzelts. Ich nehme sie in die Hand. Sie ist klein und so schön rund und glatt, dass, wenn man sie hält, kein ernstzunehmender Widerstand entsteht. Sie schmiegt sich an und ist immer dabei.

„Dein unauffälliger Begleiter.“, sagt sie und steigt in den Zug.

Ich merke nicht, wie er abfährt. Nur stehe ich da und betrachte meinen neuen…Begleiter.

Es war nicht nur die Überraschung ob des Geschenks. Da war mehr: Ich erschrak geradezu, und zwar, weil ich glaubte, so eine wundervolle Tat, eingebettet in diesen gleichsam singulären Augenblick, nie wieder zu einem Ausgleich führen zu können. Da war dieses Gefühl, in eine Knechtschaft der besonderen Art zu geraten, und dass man sich nicht aus ihr zu lösen vermöge, wendete man nicht Gewalt an.

Was ist nur mit uns Menschen los? Warum zögern wir ausgerechnet in den Augenblicken, von

denen wir so lange Zeit träumten, für die wir so hart gekämpft haben?

Vielleicht ist es die Angst vor der Entscheidung. Entscheidung heißt immer Selektion: Auswählen und Zurücklassen. Einmal und nie wieder. Wir tun es jeden Tag, ununterbrochen, selbst, wenn wir uns gelegentlich etwas Gegenteiliges einreden möchten: dass wir keine Türen zuschlügen, stattdessen die Unverbindlichkeit verkörperten und die Freiheit eines Vogels, der zu jeder Zeit überall hin fliegen kann. Tatsächlich ist auch der Vogel an die Jahreszeiten gebunden wie ein Neugeborenes an die Muttermilch, wenn sein Schwarm irgendwann, zu einem ganz bestimmten Zeitpunkt, gen Süden aufbricht und genauso eines Tages wieder zurückkehrt.

Wir sind Träumer, denn die Gegenwart ist stets in uns. Das ist gleichsam unsere Kraft und unsere Anfälligkeit. Trotzdem denke ich: Ein Glück, dass es das Verschleppen, das Verdrängen, das Vergessen und die Vergänglichkeit gibt, sonst könnten wir vermutlich gar nicht ertragen, wie erschreckend eintönig–kausal unser Dasein ist und wie wenig in ihm unser puristischer Wille zum Ausdruck kommt.

Weshalb also sollte man sich über das Maß, welches uns die Natur selbst vorgibt, noch mehr einschränken? Das ist eine gute Frage, nicht wahr? Und ich habe nur eine mittelmäßige Antwort parat: Womöglich ist es lohnenswert, einmal eine eigene Entscheidung zu treffen und sich festzulegen, weil einem nur so die Art von Leich-

tigkeit abgeht, die bewirken könnte, dass wir eines Tages so unerträglich leicht wie Luft werden und einfach davonschweben, im Kosmos verloren gehen. Rousseau sprach nur dann von Unabhängigkeit und Ungebundenheit, wenn man sich an ein selbst gegebenes Gesetz binde, wahre Freiheit war für ihn erst in den Ketten persönlicher Mäßigung – und in der Folge Konsequenz – möglich.

Man erinnere sich an den reichen Arzt, der die Nase in die Höhe reckt, den Punker, den kommunistischen Revolutionär… Ja, wir lieben die Vorstellung, von Schicksal zu reden, aber wer genau darüber nachdenkt, wird sich eingestehen müssen, dass Schicksal immer nur im Nachhinein, in der Retrospektive, möglich ist: wenn wir uns selbst biographisieren, wenn wir erkennen, welches die Entscheidungen waren, der rote Faden, an dem wir unser Leben lancierten. Und auch nur so können wir am Ende unserer Tage Frieden mit uns machen, denn wie sähe schon die Alternative aus? Ein Fragmentarium von Sein? Die verloren gegangene Kunst, die vielen Ebenbilder – jedes unterschiedlich alt, die einen betrübt, die anderen überglücklich – zusammenzuhalten? Ewig ungebunden bedeutet auch ewige Möglichkeiten. Irgendwann kann diese Art von Freiheit zum Fluch erwachsen.

Nehmen wir die Physik. In ihren unermesslichen wissenschaftlichen Abgründen liegt ein steinaltes, theoretisches Phänomen verborgen – so gut wie vergessen –, das gemeinhin als Zenon–Paradoxon bezeichnet wird. Allgemein geht es um

das Gedankenspiel, als Läufer von einem bestimmten Start– an einen Zielpunkt zu kommen – oder eher: kommen zu *wollen*. Denn der griechische Philosoph Zenon gedachte zu beweisen, dass das Ziel entgegen jedweder Bemühung nie in Reichweite gelangen würde. Seine Begründung: Zwischen einem selbst und dem Endpunkt seien unendlich viele Punkte. Zugegeben, heute können wir uns fortschrittlich Wähnenden sagen, das Problem hinter dem Paradoxon bestehe darin, dass in der Antike der Raum noch nicht als Kontinuum mit Molekülen angesehen wurde. In der materiellen Wirklichkeit kommt der Läufer also sehr wohl ans Ziel. Doch was geschieht mit Zenon in einer Welt, wo es keine Atome gibt, die eine Zerteilung so hartnäckig verweigern? Ich denke an die Welt der Freiheit, der Unverbindlichkeit, der Leichtigkeit, die uns plötzlich vor die Entscheidung stellt, Abhängigkeit und damit Schwere zu wählen, um Liebe, Geborgenheit, vor allem aber Konsequenz zu erhalten.

Dort befinden wir uns immer auf dem Weg, so wie auch ich einst mit meinem Mädchen. Würde ich jemanden auf der Straße nach seiner Definition für Liebe fragen, wäre vielleicht dessen ehrlichste Antwort die Überzeugung, dass Liebe zu groß ist, um sie mit Worten definieren zu können. Aber in dem Maße, wie wir uns an Dinge gewöhnen, glauben wir auch mehr und mehr, sie zu kennen. Es ist wie mit dem Zenon–Paradoxon. Je sicherer man sich ist, Liebe definieren zu können, je mehr man der Auffassung verfällt, ihrer Dia-

lektik und Dynamik vorausgreifen zu können, desto weiter entfernt man sich von ihr. Indem wir uns in die gewollte Abhängigkeit der Liebe begeben, treffen wir wieder einmal so eine wichtige Entscheidung auf Basis einer Blaupause von einem Leben, das wir noch nie vorher gelebt haben.

Warum also der große Zweifel im Angesicht meines neuen Begleiters? Warum das Gefühl der Knechtschaft?

„Wir ähneln denen, die wir hassen, mehr als wir denken.“, heißt es, schwingend wie ein Damoklesschwert. „Und deshalb glauben wir, dass wir denen, die wir lieben, nie wirklich nahe sein können.“

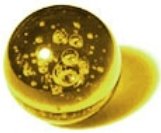
Ich glaube, es ist die Angst vor dem Risiko; sich beschränkt zu haben und vielleicht eines Tages doch enttäuscht zu werden, schwach dazustehen, letztlich aus dem eigenen Entschluss heraus. Schwach vor sich selbst. Was für eine Schmach.

Denn wer hat tatsächlich die Mondscheinserenade in dieser Nacht getanzt? *Sie* hatte geschlafen, tief und fest.

Und dann erinnere ich mich daran, wie ich meinen neuen Begleiter zum ersten Mal in der Hand drehte und ihn mit großen Augen betrachtete. Und ich habe das Gefühl, dass das Leben selbst ein Geschenk ist – so wie jenes, das mir in meinem Mikrokosmos zuteil wurde –; dass es keine Sicherheit gibt. Vielleicht kann man gar nicht anders als dem fortdauernden Risiko entgegentreten, vielleicht wäre alles andere eine falsche Antizipationen des Paradieses, das wir hier

nicht haben, doch nur annähern können auf Basis unserer Erfahrung und unserer Hoffnung.

Da stehe ich eine Weile am leeren Bahngleis, merke, dass sie nicht mehr da ist. Ich mache einen Luftsprung, lasse meinen neuen Begleiter vorsichtig in meine Hosentasche sinken und begebe mich auf den Heimweg…



Kapitel 7

Entdeckung der Langsamkeit

Außer den fahrigen Gesten und den langen Aufenthalten im Badezimmer gab es noch eine Eigenschaft an ihr, die mich zutiefst irritierte und mit dem Fortgang der Zeit nachgerade erzürnen ließ. Es war keine Eigenschaft, die anhand ganz bestimmter, partikularer Situationen und Gesten manifest wurde, sondern vielmehr eine, welche von ihrem Wesenskern ausging und damit überall und doch nirgendwo lebte. Ich spreche von einer ihr eigenen, ganz besonderen Form der Langsamkeit. Wann und wie ich sie zum ersten Mal entdeckte, darin spielt mir mein Erinnerungsvermögen einen Streich; sehr wohl weiß ich, dass ich ihre Langsamkeit immer wieder, stets aufs Neue, entdeckte.

Das ist ein weiteres Bild, welches mir von ihr in Erinnerung geblieben ist, neben ihrem kindlichen Schlaf mit angezogenen Beinen, neben dem Moment, da sie mir das erste Geschenk machte:

Wenn ich die Augen schließe, sehe ich sie vor mir, wie sie in ihrem großen Sessel sitzt…

Oft denkt sie, dass das Leben kalt und roh und nihilistisch ist, aber sie besinnt sich auf sich zurück. Dann lässt sie sich in ihrem großen Sessel nieder und sieht, während sie mit einer Strähne in der Nähe ihres Ohrs spielt, aus dem Fenster. Es spielt keine Rolle, wie viel Zeit vergeht. Auf die Zeit kommt es nicht an. Sie weiß nicht, wann sie damit angefangen hat. Ihr Freund denkt, dass sie diese, aus seiner Sicht bemitleidenswerte Eigenschaft von ihren Eltern übernommen hat, und sie leistet keinen offenen Widerstand. Immer wieder weist er sie darauf hin, er erkenne einen Zusammenhang zwischen dieser Form von Trägheit und ihrer Isolation und auch zu ihren Hemmungen, ihn auf offener Straße ausführlich zu küssen, womit sie schon immer ein Problem hatte. Doch insgeheim ist sie anderer Meinung. Sie hat einmal ein eigenartiges Buch gelesen, in dem etwas Wichtiges stand: „Du sollst in der Wahrheit leben.[4]“

Aber was heißt das, „in der Wahrheit leben“? Eine negative Definition ist einfach: Es heißt, nicht zu lügen, sich nicht zu verstecken, nichts zu verheimlichen. Für sie ist ‚In der Wahrheit leben’ – weder sich selbst noch andere zu belügen – einzig unter der Bedingung zu erreichen, dass man ohne Publikum lebt. Von dem Moment an, wo

[4] Franz Kafka

jemand unserem Tun zuschaut, passen wir uns wohl oder übel den Augen an, die uns observieren, und alles, was wir tun, wird unwahr. Ein Publikum zu haben, an ein Publikum zu denken, heißt, in der Lüge zu leben. Daher verachtet sie jene Literatur, in der der Autor sämtliche Intimitäten über sich und seine Freunde preisgibt. Wer seine Intimität verliert, der hat alles verloren, denkt sie. Und wer freiwillig darauf verzichtet, der ist von vorneherein ein widerliches, rohes Monstrum. Darum leidet sie nicht im Geringsten darunter, dass sie ihre Liebe vor der offenen Straße verheimlichen muss, genauso wenig vermag sie den Vorwurf nachzuvollziehen, sie sei träge oder isoliert.

Sie ist eine Hüterin von Geheimnissen. Sie lebt in einer Welt vieler kleiner Hoffnungen. Sie kann warten, weil ihre Geduld bemerkenswert ist.

Sie träumt von einer Welt, in der alles Innere nach außen und alle Äußere nach innen gekehrt wurde. Sie nennt sie die Welt jenseits des Spiegels; ein Ort, in den sie gelegentlich kurze Einblicke zu erhalten glaubt, wenn sie im Badezimmer steht und ihre Seele sehen will. In so einer Welt, glaubt sie, würde vieles leichter fallen. Die Menschen könnten einander am Leuchten ihrer seelischen Auren erkennen, müssten nicht auf die Gefahr des Vergeblichen hin die Hände nacheinander ausstrecken, nur um am Ende festzustellen, dass sie kaum mehr als der gemeinsame Fortgang in der Zeit verbindet. In so einer Welt gäbe es viel mehr Ehrlichkeit, findet sie, weiß

man doch von vorneherein, bei welchen Mitmenschen man vom Weg abkommt und bei welchen nicht. Das Leben wäre keine Blaupause von nichts, kein Entwurf ohne Bild, keine Generalprobe und Uraufführung zugleich mehr, ‚Einmal ist keinmal' wäre außer Kraft gesetzt.

Da ist aber noch mehr: Sie träumt von einer Welt, in der alles langsam abläuft, in Zeitlupe; dort, wo Blätter, die der Herbstwind durch die Lüfte wirbelt, plötzlich verharren, das Bellen eines Hundes aus der Nachbarschaft verschwimmt, wabert; die Wolken am Himmel keine Regung tun, das Rauschen eines nahe gelegenen kleinen Flusses sich ausdehnt, klingt wie Rascheln im Unterholz… Auf die Zeit kommt es nicht an. In einem solchen Hort der Entschleunigung würden viele geltende Gesetzmäßigkeiten nicht greifen: Was passiert mit der Hektik, mit der Rastlosigkeit, mit dem Druck? Es ist ein Antimodell unserer westlich–kapitalistischen Zivilisation, immer in Atem.

Sie stellt sich ihren Freund in einer solchen Welt vor; wie er sie an ihrem Leuchten erkennen und mit einem Mal verstehen würde und wie ihm selbst das Drängen abginge, ihr Eigenschaften anzudichten, die sie gar nicht besitzt. Dann kommt ihr plötzlich der Gedanke, dass *er* vielleicht ganz anders leuchten könnte als von ihr erwartet, der Augenblick, wo Wahrheit sich als Entfremdung über einen ergießt. Eiligst besinnt sie sich auf etwas anderes.

Sie träumt nicht nur, wenn sie in ihrem Sessel sitzt, ihrem zweiten Gebetsposten; eigentlich tut sie es immer, zu jeder Zeit, ununterbrochen.

Sie tut es, wenn sie sich an so vermeintlich winzigen Dingen erfreut, dass ihr Freund nur die Stirn darüber runzeln kann. Deshalb hat er nie mit ihr lachen können, und das bereitete ihm ein schlechtes Gewissen, wollte er doch nicht immer so ernst vor ihr in Erscheinung treten. Er findet, sie hat ein wunderschönes Lachen, doch gleichzeitig ist es ihm so ungreifbar wie die Luft, die er atmet. Ein Teil von ihr verharrt immer in der Schwebe, als wäre sie zur Hälfte gar nicht anwesend.

Irgendwann versuchte er sich einen Reim darauf zu machen, und wieder kamen ihm die beiden Zahnräder in den Sinn. Er stellt es sich so vor: Ihr Rad dreht sich viel langsamer als seines, aber da sie miteinander verzahnt sind, zieht er sie mit sich, und schnell kommt die Illusion auf, sie würden ein einheitliches Tempo besitzen. Aber ihr Mitziehen ist nur ihre Zuvorkommenheit, eine Geste; tatsächlich folgt sie einem ganz anderen Puls. Seine Uhr dreht sich viel schneller als die ihre.

Die Frage des Tempos ist eine Frage der Perspektive. Denn im Kern geht es um das Erleben: Sitzt man in einem Flugzeug, spielt sich die Welt unter einem und um einen herum wie ein vages Modell ab; der Blick aus dem Zug gewährt eher die Teilnahme, aber nur im Groben; wirklich un-

mittelbar wird das Erleben erst, wenn man so langsam ist, dass man in die Umwelt übergeht.

Denkt man das weiter, ist für sie vielleicht die Intensität eines Moments viel größter. Ihr Freund hat es immer verabscheut, als Grobschlächter gesehen zu werden – wie ein Irrer befasste er sich mit hypersensibler Literatur, um einem derartigen Urteil zuvorzukommen –, doch vielleicht war er neben ihr kaum etwas anderes als ein identitätsloses, widerliches, rohes Monstrum.

In solchen Augenblicken der Introspektion weiß er nicht, wo die Wahrheit liegt. Er will sie gar nicht kennen. Es bereitet ihm Kopfschmerzen.

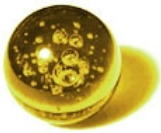
Stattdessen kniet er vor ihr in ihrem Sessel nieder und legt den Kopf auf ihren Schoß. „Denke nicht, es sei Deine Berufung, so zu sein.“, sagt er wie beschwörend. „Weißt Du, warum die Kommunisten schließlich scheitern mussten? Weil sie glaubten, sie hätten eine Bestimmung, eine Berufung. Aber so etwas gibt es nicht perse, so wie da ein Apfel am Baum hängt, den man nur noch zu pflücken hat.“

Sie sitzt da in ihrem großen Sessel, spielt mit einer Strähne in der Nähe ihres Ohrs und schaut ihn dabei aus etwas verlegen blickenden Augen an. „Ja.“, sagt sie zuletzt. „Du hast Recht.“

Sie ist eine Hüterin von Geheimnissen. Sie lebt in einer Welt vieler kleiner Hoffnungen. Sie kann warten, weil ihre Geduld bemerkenswert ist.

Natürlich hat ihr Freund immer Recht.

Aber mit der Welt jenseits des Spiegels hat er nichts zu schaffen.



Kapitel 8

Menschliche Ferne

Neben der Tatsache, dass sie es sich mit der Frage nach der menschlichen Seele allzu leicht machten, gibt es noch einen anderen Grund, warum die Kommunisten scheiterten: Sie waren kompromisslos fortschrittsgläubig. Geradezu versessen und fanatisch verschrieben sie sich der Evolution, legitimierten alle Dinge, die auf Erden geschahen, als ‚historisch notwendig', als einen Schritt in Richtung Paradies, das es eines Tages vom Himmel herabregnen würde.

Unter den Förstern gibt es eine alte Binsenweisheit. Darin geht es auch um kollektive Wesen: Ameisen, genauer um deren Bau. Man nehme so einen Ameisenhaufen und trample darauf herum, bis er vollständig dem Erdboden gleichgemacht worden ist. Nach einer Weile kehre man an den entsprechenden Ort zurück und stelle fest, dass der Ameisenhügel neu errichtet wurde. Und dem nicht genug: Die neuen Ameisen sind wider-

standsfähiger, robuster, besser. „*Das* ist Evolution!“, mag manch ein Förster sagen.

Im Prinzip machten es die Kommunisten in der Welt der Menschen auch so: Sie zertraten die Ameisenhaufen und ließen neue entstehen, die sie für besser hielten. Doch verdrängten sie völlig, was der neuen Generation von Ameisenmenschen verloren gegangen war: allem voran die Fähigkeit, sich zu erinnern, jeder Generation – wie in einer separaten, abgeschlossenen Murmel – ihre eigenen Vorzüge wie Nachteile, ihre eigenen Siege wie Herausforderungen zuzubilligen und nicht bloß irgendein Endziel zu verfolgen, gegen das das Einzelne, das liebenswerte Kleine nichts, das grobe Gesamte hingegen alles ausmacht.

Die Kommunisten sind für mich ein treffendes Beispiel für menschliche Ferne, und irgendwann merkten das auch die Ameisenmenschen, auf denen sie permanent herumgetreten hatten: Der Kommunismus verschwand aus Europa.

Wer aber glaubt, wir wären heute frei von menschlicher Ferne, der irrt gewaltig. Die Kommunisten sind vor allem deshalb ein so gutes Beispiel, weil sie diese Ferne institutionalisiert, in ihre Staatsraison haben einfließen lassen, womit sie allgegenwärtig wurde. Menschliche Ferne aber ist nichts, was genuin den Kommunisten eine Eigenart ist; vielmehr kommt es aus dem Innern von uns allen, aus den dunkleren und oft auch unbewussteren Zonen unseres Selbst. Es sind die Zonen, vor denen es schon Büchner grauste, als er den müde gewordenen Revolutionär Danton

mit einer besonderen Form von Humanpessimismus beseelte.

Als ich noch zur Schule ging, hatte ich eine Klassenkameradin, die besaß einen kantigen Standpunkt über das Verhältnis von Menschen untereinander. „Es gibt keine Freundschaft aus der Freundschaft selbst heraus, genauso wie es keine Liebe um der Liebe selbst willen gibt.“, hatte sie mir gesagt, und es klang irgendwie abgeklärt. „Es gibt nur den Zweck, den wir für andere und sie für uns erfüllen. Alles andere ist Folge und nicht Ursache. Man muss den Tatsachen ins Auge blicken, bevor sie einen in die Knie zwingen, auf dass man über die Illusionen, die man sich machte, starr vor Schock wird.“ Das Faszinierende an diesem Mädchen war, wie ich fand, dass sie selbst zutiefst gläubig war. Unsere Wege haben sich vor einer Weile getrennt, und doch hallen diese Worte in meinem inneren Kosmos beständig wider.

Immer wieder frage ich mich: Muss man schwer im Leben enttäuscht worden sein, um so zu denken? Möglicherweise. Aber vielleicht gibt es noch einen anderen Grund, der diese potentielle Enttäuschung ummantelt. Die Rede ist von der Bequemlichkeit, und sie wird – keine Frage – umso größer, je mehr man im Leben enttäuscht wurde.

Der Traum, den sie stets hatte, vor allem, wenn sie sich in ihrem großen Sessel niederließ – der Traum von der Welt jenseits des Spiegels – war nicht nur ein Traum um seiner selbst willen. Er war ein Hilferuf vor einem Teil von ihr, nicht des

Körpers, sondern einem Fremdkörper in der Seele, der ihr fürchterliche Angst ins Herz pferchte. Weil sie nicht zuletzt aufgrund ihrer Erfahrungen genau wusste, dass sie *diese* Welt – das Hier und Jetzt – nicht zu ändern imstande war – sie, ein Geschöpf, kaum mehr als eine Handvoll kosmischen Staubs –, ergoss sich Resignation über sie, welche dazu führte, dass sie zusehends mehr Zeit im Badezimmer und in ihrem großen Sessel verbrachte, eine Art selbstverstärkender Effekt.

Manchmal frage ich mich, warum wir einzelne Menschen, wir Individuen, überhaupt jeden Tag die Kraft finden aufzustehen, wo doch die Wahrscheinlichkeit, der Welt den eigenen Stempel aufzudrücken, verschwindend gering ist. Und das ist es doch im Kern, was auf die eine oder andere Weise am liebsten jeder von uns möchte: In einer Hinsicht so zu wirken, dass unser Leben einen Sinn hat, einen roten Faden.

Können wir aber einen Sinn nur für uns finden, ohne bestimmte, auserwählte Mitmenschen in ihn mit einzubinden? Nein. Wer genau darüber nachdenkt, weiß, dass ein Nebeneinander nur morsche Fassade ist, dass es keine Verzahnung mit sich bringt, weil man einander nie erreicht. Denn wir wollen ja vollständig werden, wir wollen in jemandem den verloren gegangenen Teil von uns selbst finden. Wenn wir unsere Nächsten also in unseren Sinn einzubinden haben, dann stellt sich schnell die Frage, inwiefern wir auch ihnen unseren Stempel aufdrücken wollen oder müssen, inwiefern wir Abhängigkeit erzeugen

und fördern. Für viele Leute ist das in Bezug auf Liebe und Freundschaft die schwierigste Frage überhaupt: Wie weit darf man im Leben des Anderen seinen Platz anberaumen, sich einmischen, Freiheit beschneiden, und inwieweit kann diese Person dies wohlwollend zulassen und nicht bestenfalls aus irgendeinem Pflicht– oder Schamgefühl heraus billigen?

Einmal stritten wir uns, und ihre Mutter wohnte der Auseinandersetzung unversehens bei. Zuletzt wandte sie sich offen an ihre Tochter: „Weißt Du, ich habe gelernt, dass man den Anderen genauso lassen sollte wie er ist.“, sagte sie zu ihr. „Alle sollen genau so sein und bleiben, sonst funktioniert das Miteinander nicht.“

Das ist möglicherweise der Satz, der mir mit dieser Frau stets in Erinnerung bleiben wird, aus einem Grund: Hatte sich mir ihr Gebaren in den zurückliegenden Monaten und Jahren, da ich sie kannte, nicht immer ganz erschlossen, fiel es mir plötzlich wie Schuppen von den Augen, fügte sich das gesammelte Wissensfragmentarium über sie zu einem homogenen Ganzen zusammen.

Diesen Satz kann ich nicht vergessen. Denn sie hatte ‚Miteinander’ gesagt.

Warum sollte man jemanden wirklich lieben, wenn man auch nicht Einfluss auf ihn nehmen darf?

Diese Situation ist in meinem persönlichen Erfahrungsschatz das beste Beispiel für Bequemlichkeit. Für mich ist die Bequemlichkeit ein anhaltender und sich selbst tragender Schockzu-

stand: Man erkennt Dinge, die man nicht wahrhaben möchte – womöglich wurde man in seinen Illusionen von Liebe und Freundschaft schwer erschüttert –, und zieht sich zurück, zu sich selbst. Dadurch wird man zu einem Einzelgänger, der seine Bindungsfähigkeit verliert, der weder Interesse noch Lust verspürt, im Zweisamen aufzugehen. Man bleibt im Innern einsam, weil man sich genau dort verschließt. Man gewöhnt sich daran wie an eine alte Lederjacke, und irgendwann ist man wie der müde gewordene Revolutionär Danton. Ich kann und will niemandem diese Entscheidung – bequem zu werden – abnehmen, denn ich habe nur dieses eine Leben gelebt, doch vielleicht ist genau das der beste Weg, die Denkweise meiner ehemaligen Klassenkameradin anzunehmen. Wenn man es seinem Gegenüber nicht mehr gestattet, das eigene Licht zu sehen – so wie in ihrem Traum von der Welt jenseits des Spiegels immer und überall –, dann sieht man im Anderen immer mehr und mehr die Hülle, man veräußerlicht. Dann ist es nicht mehr weit, bis man für seine Mitmenschen nur noch einen Verwendungszweck hat, so wie für eine Batterie, die unweigerlich früher oder später ausgedient hat.

Das war auch eine Seite an ihr, die in der Schwebe verblieb, die mich verunsicherte. Sie vermischte sich nicht selten mit ihrer Langsamkeit. Bequem *und* langsam zu sein, es bedeutet in Bezug auf die eigenen Weggefährten schweigend und ob seiner selbst verschwiegen zu sein. Schweigend verschwiegen eben.

Ich vermag es nicht zu eruieren, aber womöglich war das mitunter der Grund, warum sie die Nähe zu denjenigen suchte, die ihr unterlegen waren. Arme, gepeinigte Seelen, die vom Schicksal alle doppelt und dreifach getroffen worden waren, nahm sie sich zu ihren Freunden. Wer diese Leute wirklich waren, erfuhr ich wie immer erst viel zu spät.

Die Wahrheit ist doch: Es gibt keine Waffe gegen das Verletzt–Werden. Um das zu erreichen, was im Herzen von uns jeder herbeisehnt – unverzichtbarer Teil von etwas Größerem zu werden –, muss man ständig auf Risiko spielen. Man muss vertrauen.

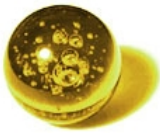
Wer aber nicht mehr vertraut, der legt von vorneherein die Hände in den Schoß, sein Gegenüber zu erreichen, der spricht wie meine einstige Klassenkameradin: „Jede Liebe bleibt unerwidert."

In einer Hinsicht, nur in einer, mache ich ein Zugeständnis an dieses Mädchen: Man wird niemals mit absoluter Sicherheit feststellen können, inwieweit unsere Beziehungen zu anderen Menschen das Resultat unserer Gefühle, unserer Liebe, unserer Unliebe, unserer Gutmütigkeit oder Bösartigkeit sind, und inwieweit sie durch das Kräfte– und Spannungsverhältnis zwischen den einzelnen Menschen festgelegt sind.

Womöglich treibt genau diese Erkenntnis in die Angst oder zumindest Verunsicherung.

Nur in solchen Beziehungen herrscht Sicherheit, wo der eine gegenüber dem anderen keinerlei Erwartungen hat. Die wahre menschliche Gü-

te kann sich in ihrer absoluten Reinheit und Freiheit nur denen gegenüber äußern, die keine Kraft darstellen. Die wahre moralische Prüfung (sie so tief in uns verankert ist, dass sie sich unserem Blick entzieht) äußert sich in der Beziehung der Menschen zu denen, die ihnen ausgeliefert sind: zu den Tieren. Und gerade hier ist es zum grundlegenden Versagen des Menschen gekommen, zu einem so grundlegenden Versagen, dass sich alle anderen daraus ableiten lassen.



Kapitel 9

Der Glanz Lillys

„Ein wenig besser würd' er leben, hättst du ihm nicht den Schein des Himmelslichts gegeben. Er nennt's Vernunft und braucht's allein, nur tierischer als jedes Tier zu sein.[5]"

Diese Worte spricht kein niedrigerer als der Teufel selbst im Himmelsreich des Allmächtigen, und ihm ist es Anliegen, auf einen seiner Meinung nach schwerwiegenden Konstruktionsfehler des Menschen hinzuweisen.

Goethe brachte es als erster auf den Punkt: Wir Menschen sind seltsame Wesen, werden unsere Hybris einfach nicht los. Wir bewegen uns in einem Widerschein zwischen einer Lebenswirklichkeit, ständig im Fluss, und einer visionären Statik. Dieser Widerspruch bewirkt mitunter, dass uns in der Realität Fehler unterlaufen, die sich in unseren Vorstellungen nicht einmal angekündigt

[5] Goethe, Faust I, Prolog im Himmel.

haben. Manchmal ist dies ein sehr schwerer Lernprozess – dass wir wankelmütige und unstete Kreaturen sind –, und es ist keineswegs selbstverständlich, dass wir am Ende auch *wirklich* etwas gelernt haben. Das ist unsere Schwäche, unsere Unvollkommenheit.

Und dafür wurden wir vermutlich auch aus dem Paradies vertrieben – zu Recht! Denn das Paradies war in seinem Verlauf keine Gerade, sondern ein Kreis. Seine Gleichförmigkeit war nicht Langweile, sondern Glück. *Perfektes* Glück.

Sie war eine große Tierliebhaberin, aber ihren Hund liebte sie noch mehr, liebte ihn über alles. Sie vergaß nie, sich um ihn zu kümmern, und manchmal kam es vor, dass sie ein wie auch immer geartetes leises Fiepen am frühen Sonntagmorgen als verzweifelten Hilfeschrei interpretierte. Dann durfte ich mich murrend aus den Federn ziehen, denn ohne sie liegen zu bleiben, das hätte mit meinen Vorstellungen von Kitsch nichts mehr zu tun gehabt. Wir unternahmen also in aller Herrgottsfrühe einen ausgedehnten Spaziergang. Indes versuchte ich ihr einige Dinge zu erzählen, die mir durch den Kopf gingen – urpersönliche Tagespolitik, wenn man so wollte –, aber ihre Aufmerksamkeit war völlig auf den Hund fixiert: wie dieser einem Stöckchen hinterher durchs hohe Gras einer von Morgentau gesäumten Wiese tollte oder, ob artig jedem ausgesprochenen Befehl hörig, an der nächsten Straßenecke auf sein Frauchen wartete.

Dass sie mir in der Gegenwart des Hundes so wenig zuhörte, mich so dürftig wahrnahm, frustrierte mich in ähnlicher Weise wie ihre langen Badezimmeraufenthalte, wie ihre Langsamkeit. Ich hielt es stets für Nachlässigkeit. Bequemlichkeit. So ein Hund war einfacher im Umgang und klarer in seinen Bedürfnissen, und deshalb zog er sie, die sie jede Kontroverse mied, an. Das dachte ich.

Aber in dieser Hinsicht war ich ohne Respekt. Denn auch hier lag ihre Poesie nicht fern.

Eines ist sicher: In der Nähe des Hundes war sie nicht sie selbst.

Lilly ist nicht irgendein Hund.

Sie ist ein Collie, so wie die berühmte Lassie, aber nur in der Art. Sie hat eine selbst für Collies ungewöhnlich lange Schnauze und schneeweiße Tatzen. Der letzte Zipfel des Schwanzes ist eine nicht minder weiße Haube. Sie ist sehr schüchtern und leicht zu erschrecken. Sie neigt sogar dazu, sich zu entschuldigen. Wenn jemand Fremdes die Wohnung betritt, sucht sie eher das Weite anstatt ihn zu begrüßen; wenn sie eine Katze auf offener Straße sieht, ist sie geneigt, sich ins Gebüsch zu schlagen. Man könnte jetzt meinen, Lilly hätte schlechte Erfahrungen in ihrem noch nicht allzu lang währenden Hundeleben gemacht. Aber das stimmt nicht. Tatsächlich hat ihr Verhalten keinen besonderen Grund. Sie ist einfach anders als die anderen Hunde.

Zumindest sagt sich das ihr Frauchen immer, erscheint es doch einleuchtend. Wenn man Menschen einen Charakter nachsagt, warum Hunden dann nicht auch? Im Gegensatz zu ihrem Freund hat sie kein Problem damit, wenn Lilly kurz vor dem wie rituellen Ballspiel ihre Lefzen anspannt, daraus ein Lächeln zu erkennen. Es stimmt: Lilly kann lächeln. Und so versteht sie jedes Fiepen, jede Regung, alles Verhalten Lillys als genuinen Ausdruck des Charakters ihres Hundes. Was sie sich jeden Morgen vor dem Badezimmerspiegel so hart aufs Neue erkämpfen muss, erscheint bei Lilly selbstverständlich. Sie muss nicht darum kämpfen, sie selbst zu sein.

Am Anfang der „Genesis“ steht nicht bloß die Anweisung Gottes, der Mensch möge sich mehren, sondern etwas mindestens genauso Bedeutsames: Der Allmächtige nämlich habe den Menschen geschaffen, damit er herrsche; „über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über das Vieh und über die ganze Erde und über alles Gewürm, das auf Erden kriecht“. Der Mensch erhielt eine Sonderstellung inmitten der Natur, und heute gilt es – egal ob bei schwer religiösen Leuten oder Atheisten – als erwiesen, dass diese Sonderstellung aus jenem Verstand resultiert, die Mephisto so verächtlich „Schein des Himmelslichts“ nennt. Dieser Verstand hat dem Menschen viel gegeben, und viel zu schnell neigt er dazu, zu vergessen, was er ihm womöglich vorher genommen hat: das Paradies.

Manchmal stellt sie sich selbst die Frage, warum ausgerechnet der Hund ihr ein so guter Freund ist und was ihn so besonders macht im Vergleich zu seinen menschlichen Pendants.

Tief in ihrem Innern erscheint ihr die Antwort ebenso simpel wie einleuchtend: Der Hund ist zu keiner Zeit aus dem Paradies vertrieben worden. Er stand nie in der Verlockung, den Apfel zu pflücken. Es steht ihm nicht danach, etwas Neues zu versuchen. Nein, er ist auch im Hier und Heute noch Teil des gleichförmigen, perfekten Glücks.

Lilly weiß nichts von der Dualität von Körper und Seele; nie hat sie ihr Ebenbild betrachtet oder versucht, einen Blick in die Welt jenseits des Spiegels zu wagen. Sie weiß nichts vom seltsamen Widerschein, den Kreis hat sie nie verlassen, um auf einer Geraden weiterzugehen, so wie der Mensch es irgendwann einmal machte.

Der Kreis ist das vorherrschende Element in Lillys hündischem Auftreten auf der Bühne namens Leben. Er liegt sowohl in jeder einzelnen Geste als auch in deren gut– und gleichmütiger Wiederholung.

Das findet ihr Frauchen angenehm. Sie findet es deshalb angenehm, weil sie ganz genau weiß, wo sie mit Lilly dran ist. Es gibt keine Unsicherheiten, da ist nichts, was in der Schwebe verharrt und zum Konfliktfall erwachsen könnte.

Warum? Ihre Liebe ist frei von Ansprüchen. Lilly erwartet nichts von ihr, und sie erwartet nichts von Lilly. Eigentlich ist das eine bemer-

kenswerte Art Freundschaft, eine ziemlich unwahrscheinliche, und trotzdem möglich.

Sie steht ohne zu zögern in aller Herrgottsfrühe für ihren Hund auf, weil sie ganz genau weiß, womit sie rechnen kann. Das Gleiche möchte sie dem Hund zurückgeben: Auch er soll sich auf *sie* verlassen können. Mit ihrem Freund hingegen wäre so etwas nicht möglich. Wenn er morgens neben ihr erwacht, kann er plötzlich genauso gut vom Wetter reden oder sie in den Arm schließen; er kann genauso gut aus heiterem Himmel zu weinen anfangen wie ihr Vorwürfe machen. Er hätte keine Lust, jeden Morgen aufs Neue Stöckchen zu spielen. Er hat Ansprüche, sein Lebensmodell ist nicht der Kreis.

Er konnte ihre Hingabe an den Hund nie verstehen. Für ihn ist Lilly bloß eine Art ausgefallener, mit gewissen sensiblen Reizen ausgestatteter biologischer Roboter. Im höchsten Maße ermüdend, weil sie auf ihre Weise ebenso vorhersagbar ist wie eine Ameisendrohne, die gemeinsam mit ihren zehntausend Bruderdrohnen einen Haufen baut. In seinem Empfinden liegt es näher, laut zu gähnen, wenn er sieht, wie der Hund in der Morgentauwiese tollt oder am nächsten Straßenrand wartet.

Das Funkeln in den Augen seiner Freundin, wann immer sie Lilly mustert, ist ihm sehr wohl aufgefallen. Und wieder erinnert er sich an ihren kindlichen Schlaf mit angezogenen Beinen. Ein Mündel, das er am Wegrand seines Lebens gefunden hat. Das ist seine Metapher von ihr. Dazu

tanzt er nachts, wenn sie schläft, die Mondscheinserenade. Dieses Funkeln in ihren Augen… Es macht ihn glauben, sie sei so unschuldig und schutzbedürftig, dass er immer bei ihr bleiben müsste. Dass sie ein Wesen sei, das niemals in Berührung komme mit der Hölle und deshalb von einer außerordentlichen Anfälligkeit für alles Schlechte.

Bedauerlicherweise hat ihr Blick rein gar nichts mit Kindlichkeit zu tun. Im Gegenteil: Für sie ist Lilly ein Jungbrunnen. Sie verleiht ihr neue Vitalität, wann immer sie ihre Lefzen anspannt und sie daraus ein Lächeln erkennen lässt.

Der Hund reißt den Menschen gleich einem magischen Strom mit, gibt ihm die Fähigkeit, dem Paradies wieder näher zu kommen, dessen Pforten sich irgendwann auf immer für ihn versperrten.

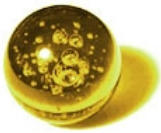
Deshalb ist ihr Lilly so wichtig.

Wenn sie den Hund ansieht und er sie im Gegenzug als seine Bezugsperson versteht, dann sieht sie – anders als ihr in dieser Hinsicht blinder Freund – ein Strahlen, das Lilly umgibt. Einen unverlöschlichen Glanz. Er besitzt denselben Schein wie jener, der in manch besonderem Augenblick aus ihrer Brust weicht, wenn sie im Badezimmer vor dem Spiegel steht und sich anstrengt.

Die Schwäche und Unvollkommenheit des Menschen besteht im Aufeinandertreffen von Dynamik und Statik. Dies ist sein Laster, und es lässt ihn viele Fehler machen, aus denen er nur zöger-

lich lernt. Ihr Freund hat nicht verstanden, dass sie durch die Zeit, die sie mit dem Hund verbringt, eine Kämpferin – vielleicht die *größte* Kämpferin – für das Heil der Menschheit ist.

Denn an Lillys Seite hat sie – im Gegensatz zu vielen Anderen – noch lange nicht aufgegeben, eines Tages ins Paradies zurückzukehren.



Kapitel 10

Über das Mitleid

Mitleid. Ein sehr altes Wort; vielleicht sogar eines der ersten Wörter, die der Mensch aus der wogenden Tiefe jenseits seiner Eingeweide zu verbalisieren vermochte. Und wie jedes alte Wort, das etwas auf sich halten will, kann man seinen Ursprung im Lateinischen suchen. Denn dort ist es sogar möglich, seine Evolution nachzuvollziehen. ‚Passio' bedeutet im Lateinischen Leiden, ‚compassio' indes Mitleiden. Bloß eine schier vergängliche Vorsilbe ist es, die den ganzen Sinn über den Haufen wirft – und eine neue Begrifflichkeitswelt schafft. Mitleid. Will heißen: Wir nehmen Anteil am Leid des anderen. Aus einem entfernt verwandten Wort mit ungefähr derselben Bedeutung schwingt sogar unterschwellig so etwas wie Nachsicht dem Leidenden gegenüber mit.

Aus wohl kaum einem anderen Grund verursacht das Wort Mitleid Misstrauen in uns, stürzt

uns in Zweifel. Nämlich bezeichnet es ein unangenehmes Gefühl, dem wir unterstellen, es habe nicht viel mit Liebe zu tun. Warum auch? – Jemanden aus Mitleid zu lieben, das heißt, in nicht *wirklich* zu lieben.

Wer die teuflische Gabe des Mitgefühls nicht besitzt, der konnte ihr Verhalten – ja, vielleicht ihr ganzes Lebensmodell, ihr unterschwelliges Leiden und Sehnen nach Erlösung – nur kaltblütig verurteilen. Da aber das Mitgefühl für mich zum Schicksal (oder zum Fluch) geworden war, konnte ich nicht anders: Ich verstand sie – oder war dessen zumindest überzeugt – und war nicht nur unfähig, ihr böse zu sein, sondern liebte sie noch viel mehr.

Stefan Zweig schrieb darüber ein außergewöhnliches Buch. In seinem einzigen vollendeten Roman handelt es vom echten Mitleid, mit dem Schicksal eines Menschen mitzuleiden, aber auch vom falschen, sentimentalen Mitleid, das stets versucht, sich aus bedrängenden Situationen und von Verantwortung freizumachen. In diese Lage gerät im Jahr 1914 der in einer ungarischen Garnison stationierte Leutnant Hofmiller. Die Liebe der gelähmten, nachgerade verkrüppelten Edith erwidert er nur halbherzig. Er sieht sich vielmehr durch Zuneigung und Bitten der Familie in einer neuen Rolle, in einem Hochgefühl als wäre er ‚Gott'. Er geht soweit, sich mit der jungen Frau zu verloben, leugnet jedoch diese Entscheidung letztlich aus Angst vor Ausgrenzung und Spott aus der Gesellschaft. Durch die eigene Feigheit erlei-

det Hofmiller einen Zusammenbruch, spielt mit Suizidgedanken. Der Selbstmord Ediths kommt ihm zuvor, und ‚um zu sühnen' zieht der Leutnant in den Ersten Weltkrieg, aus dem er – für gesellschaftliche Begriffe – als Held zurückkehrt.

Durch sein Buch hat Stefan Zweig eine berechtigte Frage aufgeworfen: Was *ist* überhaupt Mitleid? Entstammt es wirklichem Mit–Leiden in den Tiefen der eigenen Seele oder ist es nicht mehr als ein Schatten, ein Echo der Mehrheitsgesellschaft, ein Reflex von Verlegenheit?

Wäre es eindeutig dem einen oder anderen zuzuordnen, so ergebe sich kein Problem für uns. Das Problem entsteht vielmehr dadurch, dass dieses aufflackernde Gefühl beides ist: Es steckt ebenso in uns wie es eine fremde Projektion in uns *hinein* ist, und daraus entsteht Konfusion, die kaum dauerhafte Befreiung garantiert.

Wie aber nun kann man richtiges von falschem Mitleid unterscheiden? Die Grenzen sind fließend, und ob Mitleid konstruktiv oder destruktiv wirkt, darüber entscheidet letztlich nicht nur derjenige, der dieses Gefühl in seiner Brust vernimmt, sondern auch der Betroffene in seiner Reaktion. Mitleid entgegenzunehmen, kann nicht allzu selten ein angenehmes Gefühl sein, wie sich täglich einem betäubend–stimulierenden Rausch hinzugeben. Doch ungeachtet der Tatsache, dass diese Gifte in geringer Dosis vereinnahmt werden, ändert es doch nichts an ihrer Klassifizierung *als* Gifte.

Fest steht: Mitleid erzeugt ein Zugehörigkeitsgefühl, ein Gefühl des urpersönlichen kategorischen Imperativ, suggeriert es doch: ‚Ich werde gebraucht', ‚Ich bin wichtig'. Was also ist Mitleid? Ist es nicht von einer Janusgesichtigkeit und in Wahrheit hinter der Fassade fürsorglicher Nähe der uregoistischste Trieb?

Zum ersten Mal beschlich mich dieser Eindruck, als meine Familie und ich den schwer kranken Großvater auf dem Sterbebett bewachten. Permanent griffen meine Eltern zu irgendwelchen Beruhigungen, geradezu reflexartig, ungeachtet der Tatsache, dass der Großvater kaum noch Gehör dafür fand. Wieso? Wieso nur taten sie das?

In einem abgelegenen Zimmer fluchte der Hausarzt verhalten vor mir: „Das Schwere bei unserem Beruf sind nicht die Kranken. Wenn die klagen und fragen, gehört das einfach zu ihrem Zustand. Und wir haben dafür ein paar Phrasen und Unwahrheiten genauso bereit wie Beruhigungs– oder Schmerzmittel. Aber niemand macht uns das Leben so sauer wie die Angehörigen, die immer die Wahrheit wissen wollen. Mehr noch: Diese harsche Rührseligkeit. Bei der geringsten Gelegenheit werden ihnen die Augen feucht. Die Angehörigen werden zu ihren eigenen schlimmsten Feinden – und damit auch zu meinen Feinden. Das Mitleid ist es."

Ich hatte die unheimliche Macht des Mitleids kennen gelernt. Und fortan stellte ich mir immer wieder eine Frage: Gibt es menschliche Bezie-

hungen – Lebensgemeinschaften –, die nur von Mitleid am Leben erhalten werden? Und wenn ja, sollte man das als gut oder schlecht einstufen?

Eines Tages dann lernte ich sie kennen. Von Anfang an war mir die Nervosität in ihren Zügen aufgefallen. Sie war weder sinnlich noch warm noch üppig, sondern wirkte eher halb Kind, halb Mädchen, noch irgendwie unfertig. War zart, blass, fragil und schüchtern. Ich kann bis heute nicht sagen, was mich so unheimlich an ihr reizte, nur dass sie irgendetwas Eigenartiges in mir weckte. War es die Unfertigkeit, die ich auch in mir selbst, im Innern, zu sehen glaubte? Vielleicht. Eine merkwürdige Unruhe ging jedenfalls von ihrem Wesen aus. Nicht einen Augenblick hielt ihr Gesicht still; bald blickte sie nach rechts, bald nach links, bald spannte sie sich auf, bald lehnte sie sich wie erschöpft zurück; und mit der gleichen Nervosität, wie sie sich bewegte, sprach sie auch, immer sprunghaft, immer staccato, immer ohne Pausen.

Es heißt, man könne das Leben nur vorwärts gestalten und rückwärts verstehen. Wozu ist der Blick in die Vergangenheit gut, wenn nicht schonungslos mit sich abzurechnen: Womöglich verliebte ich mich deshalb in sie; weil ich ahnte, dass ich dort eine Rolle haben könnte, und zwar viel billiger als anderswo. Beschützer, Vater, Beobachter… Alles zusammen. Einen Rückzugspunkt – Sicherheit! –, ein formgebendes Gerüst, das mich vor meiner Angst bewahrte, im alltäglichen

Leben in die anderen Seelen hineinzustolpern wie ein Tölpel. War das…Mitleid?

Irgendwann, eigentlich viel zu spät, erfuhr ich, dass sie sich selbst Wunden zufügte, unwissend ihrer Bemühungen, ein Tor in die Welt jenseits des Spiegels öffnen zu wollen. Ich ertappte sie im Badezimmer – eine einzige Koinzidenz zwischen meinem Unwissen, dass sie dort war und der Tatsache, dass sie wohl zum ersten Mal in ihrem überschäumenden Drange, ihre Seele zu befreien, die Tür abzuschließen vergaß. Sie war unnachsichtig geworden. Ungeduldig.

Und so stand sie da auch, als ich eintrat. Sie bemerkte mich zunächst nicht einmal, riss sich stattdessen weiter und weiter Löcher in die zarten Unterarme, auf dass sie hinableckten ins Waschbecken.

Fassungslos, panisch, lief ich zu ihr und hielt sie in dem Bestreben einer Verhinderung weiterer Wunden fest, riss ihr die Arme hinter den Rücken… An meinem Hemd klebte ihr Blut.

Einen Moment sah ich sie im Spiegel, sie mich jedoch nicht. Es war, als sei sie weggetreten; von den Schenkeln bis zum Kopf vibrierte ihr Leib, die Augen waren nach oben gewandert… Und ich erkannte ein Lächeln auf ihren Lippen.

Die Monate, da wir gemeinsam therapeutische Sitzungen mitmachten – natürlich hinter dem Rücken ihrer Eltern –, verstrichen schnell, und je vager die Erinnerungen an viele Vergangenheitsdinge mit dem Fortgang der Zeit wurden, desto weniger – wie eigenartig – vergaß ich ihr blutver-

schmiertes, zittriges Lächeln. Zu diesem Zeitpunkt erachtete ich es für bewiesen, dass sie es liebte, sich Schmerz zuzufügen.

Und da war es wieder, mein Mitleid.

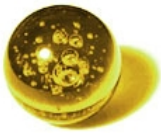
Ja, ich wurde gebraucht.

„Hilf mir!“, sagte sie mir sogar des Öfteren in der Nacht.

Aber brauchte sie mich wirklich?

Es war eine schöne Vorstellung, so wie immer, mehr als sonst. Da drang wieder meine Metapher an die Oberfläche, nach Atem und Zuflucht und Hoffnung ringend.

Ich sollte meine Lektion noch lernen.



Kapitel 11

Scheideweg

Michail Gorbatschow, der letzte sowjetische Führer, ist eine tragische Figur. Man sagt ihm nach, er habe, kurz nachdem er an die Macht kam, folgenden Ausspruch getätigt: „Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben.“ Setzen wir voraus, dass die Worte ihm nicht in den Mund gelegt wurden, so können wir etwas konstatieren. Tatsächlich wähnte er sich auf der Seite des um die historische Pünktlichkeit Wissenden. Im Resultat aber kam er mit seinen vergeblichen Bemühungen, einen vierzig Jahre alten, verkrusteten, repressiven Staatsapparat zu reformieren, wortwörtlich zu spät, beschleunigte er doch durch Glasnost und Perestroika nurmehr das Auseinanderbrechen der sinkenden kommunistischen Arche.

Ich fand es gerade bei geschichtlichen Persönlichkeiten, auch Staatsmännern, immer faszinierend, wie diametral Absicht und Anspruch vergli-

chen zu ihrem tatsächlichen Wirken in der Realität auseinanderklafften. Es gehört wohl zu den Lektionen des Lebens, dass Visionen nicht reichen, um dem Gang der Geschichte das Seine aufzuzwingen.

Doch was ist es, das einem wie Gorbatschow den Blick, die Weitsicht, dafür nimmt, dass der Sieg der eigenen Tugend keineswegs garantiert ist? Vertane Hoffnung? Naivität? Ein sturer Wille? Ignoranz und Verschleppung?

Warum verhält man sich überhaupt irrational im Angesicht des Offensichtlichen?

Die erstbeste Antwort ist gefährlich, fast wie ein besonders scharfes Messer schneidend einfach: Weil man sich selbst der Nächste ist.

Es gibt Situationen im Leben, die entblößen uns unsere Unfähigkeit, Wandel zu vollziehen, erklären uns zu verkrusteten Fossilien. Diese Situationen stellen uns aus quasi heiterem Himmel vor vollendete Tatsachen, und wir fragen uns freilich, wozu wir sie akzeptieren sollen. Da wandert der Mensch sein Leben lang umher, lässt sich unter Mühen und Kompromissen – vielleicht sogar vom sehnsüchtigen Glauben beseelt, es handele sich um Schicksal – an einem Fleck, an einem mentalen Ort, nieder, und plötzlich soll das alles nichtig sein, alles, worauf wir hinausgearbeitet haben, kraft unserer Überzeugung, kraft unserer Metapher, die alles zum Leuchten brachte? Das ist eine berechtigte Frage, nicht? – Ist es richtig, Abstand von den eigenen Idealen zu nehmen, um sie

zu bewahren? Gorbatschow wollte es zumindest versucht haben – und scheiterte trotzdem.

So wie es aussieht, haben wir wieder den Bogen geschlagen zu Büchner und einem ausgebrannten Revolutionär, der leise klagend erkannte, wie sehr sich jeder selbst der Nächste ist, wie sehr jeder von uns an seiner ureigenen Metapher hängt, gleich einem Ertrinkenden, der jeden Ast annimmt. Aus gutem Grunde: Schließlich geht es doch um den roten Faden auf der fragilen Bühne namens Leben. Es geht um Selbstbehauptung.

Mit dem Mitleid verhält es sich ähnlich: Es versperrt die Sicht. Zementiert. Mitleid ist wie eine magische Augenbinde, die uns glauben lässt, wir könnten sehen, obwohl wir in Wahrheit blind sind.

Ihre Nachlässigkeit und Ungeduld, sich Wunden zuzufügen wurde ganz normal, auf dass ich immer mehr von ihren Entstellungen mitbekam und sie sich im Gegenzug immer weniger daran störte. Dabei erklärte sich meine vermeintliche Ruhe aus einer neu gewonnenen Zuversicht (oder zumindest den Glauben daran), am langen Ende werde alles gut.

Schließlich hatte sie doch mich. Und ich hatte meine Metapher.

Einer dieser typischen Zufälle führte ihren Therapeuten und mich auf offener Straße zusammen, und irgendwie kam es dazu, dass wir auf sein Drängen hin ein privates Treffen vereinbarten.

Zwei weitere Tage später also bot sich mir die Gelegenheit, den Mann kennen zu lernen, der,

wie ich erst später erfuhr, ihr schon früher, vor Jahren, im Verborgenen und hinter dem Rücken ihrer Eltern immer wieder geholfen hatte.

Die rumänische Weinstube, die der Arzt vorschlug, war ein gemütliches, kleines Lokal mit einem leisen Stich von Anrüchigkeit. Rumänen waren nie besonders gute Weinschanke gewesen, schätze ich. Und so bot das Haus, wie kompensatorisch, voneinander isolierte Sitznischen an, die ausgesprochen gut für diskrete Gespräche taugten. Das war vermutlich schon der einzige Grund, warum etwaige Gäste dieses Etablissement gegenüber den zweifellos eleganteren in der Stadt vorzogen.

Mein Gegenüber sah mir ins Gesicht, sobald wir uns gesetzt hatten, und als der Wein gebracht wurden, warf er der Kellnerin sogleich ein treffliches Trinkgeld hin. Ich blickte ihn an: Keine Frage, er sah anders aus als in der Praxis. Ja, alles vermeintlich Schläfrige, Behäbige und Verdrießliche war plötzlich von ihm abgefallen. Er wirkte wie ein zweiter, und doch war er derselbe.

Und ich? Wie er mich so ansah, saß ich da und fühlte mich – trotz meiner Geheimratsecken und dem Bärtchen, hinter dem ich mich zu verstecken gebot – wie ein Kind. Und die Begründung dafür, warum ich, der sich immer frühreif vorgekommen war, mich so fühlte, glaubte ich in dem forschenden, etwas aufwühlenden Blick des Mannes zu erkennen.

„Warum wollten Sie sich mit mir treffen?“, fragte ich, um ein wie nervöses Aufzucken meiner Schenkel zu übertünchen.

„Ist das nicht offenkundig? Um den Freund meiner beständigsten Patientin kennen zu lernen.“, sagte der Andere. „Wissen Sie: Ich bin ein neugieriger Mensch. Ist doch nichts Verwerfliches, oder?“

„Gewiss nicht. Ich mag neugierige Menschen.“, erwiderte ich und lächelte, erkannte aber sogleich, wie seine Mundwinkel starr blieben. „Was ist?“

„Nichts. Nur, dass das meine Exfrau auch immer sagte. Bis wir ins verflixte siebte Jahr kamen.“

„Tut mir Leid.“

Er winkte ab. „Nein, die Sache ist aus guten Gründen zerbrochen. Ein nicht unwesentlicher Grund ist bestimmt: Neugierige Menschen neigen hin und wieder zu verdammt unangenehmen Fragen.“ Jetzt grinste mein Gegenüber von einem Ohr zum anderen, blieb aber geräuschlos.

„Oh.“ Mir fröstelte es wie von weit her. „Aber ich denke doch, wir beide werden uns verstehen, nicht wahr? Außerdem…müssen Sie mich ja nicht heiraten.“

Der Mann täuschte ganz offenkundig ein Lachen vor. „Ja, ja, das ist wahr. Sagen Sie mir: Wie gut kennen Sie sie eigentlich?“

„Entschuldigung, aber diese Frage ist schwer zu beantworten. Meine Mutter meinte früher einmal zu mir, sie lerne auch noch neue Seiten an ihrem

Mann kennen – nach vielen Jahren Ehe.“ *Und derer nicht nur positive.*, fügte ich rasch in Gedanken anbei.

Der Arzt nahm einen kräftigen Schluck Wein. „Gut argumentiert, mein Sohn. Wissen Sie: Bevor ich mich selbstständig machte, war mein Arbeitsplatz die geschlossene psychiatrische Anstalt.“

„Und weshalb haben Sie gewechselt?“

Er verharrte. „Die Wahrheit ist: Ich hab’s einfach nicht mehr geschafft. Die Tage waren hart. Von früh bis später nur Kranke und lauter Fälle, bei denen man nicht vorankommt. Mein jetziger Beruf beseelt mich mit mehr Hoffnung. Zumindest *glaube* ich das.“

„Ich verstehe.“

„Nein, das tun Sie nicht.“, widersprach der Mann. „Aber das macht nichts, wissen Sie? Sie machen Ihre eigenen Erfahrungen. Eigene Erfahrungen sind in Ordnung... Man sollte sie nur gelegentlich hinterfragen, finden Sie nicht auch?“

Ich nickte wie auf Kommando.

„Gut. Dann frage ich mich, warum Sie gerade ein solches Interesse an meiner Patientin zeigen?“

Warum kam eine solche Nervosität über mich, die sich anschickte, alles infrage zu stellen? „Nun, ich… Ich… Wir *lieben* uns… Glaube ich.“ Es war, als musste ich die Worte mit Gewalt von meiner Zunge schälen.

„So? – *Glauben* Sie?“

„Mit ziemlicher Gewissheit, ja.“

Der Arzt verschränkte die Arme und legte den Kopf an. „Tja, lassen Sie mich vorab bemerken: Sie tun wirklich etwas Gutes, wenn Sie sich ihrer annehmen. Für eine Weile. Ich meine, sie zehrt genießerisch von Ihrer Vitalität und Unbefangenheit, da drängt sich mir kein Zweifel auf."

„Selbstverständlich." Ich sagte es ganz mechanisch. In der Gegenwart dieses Mannes wurde mir das Empfinden zuteil, wie ungeprüft ich mit meinen vor nicht allzu langer Zeit erwachsen zählenden Jahren alles auf mich zukommen ließ. Zuletzt überkam es mich. „Verzeihen Sie,", sagte ich etwas überstürzt, „aber jetzt, wo wir schon hier sitzen… Handelt es sich bei ihrem Problem nur um eine vorübergehende Erkrankung oder ist sie… unheilbar?"

Der Mann blickte wie erschrocken auf. Scharf blitzten die Augen. Unwillkürlich wich ich der Vehemenz dieses Blicks aus. „Wieso tut es das immer?"

„Tut es was?"

„Wieso läuft es immer darauf hinaus? Heilbar oder unheilbar? Das sind Tabuworte für einen Arzt, der etwas auf sich halten will. Ich weiß nicht, ob Sie auch zu der Sorte von Menschen zählen, die unsereins immerzu Ultimaten von der Zunge rollen möchten – aber lassen Sie sich eines gesagt sich: Ich werde Ihnen auf diese Frage *nicht* antworten. Herrgott, alles ist im Fluss, alles ist relativ. Das müssten *Sie* eigentlich am besten wissen, als Vertreter dieser modernen, alles in Zweifel ziehenden Generation. Wer kann ihr

schon in die Seele blicken? Sie trägt diese Leiden vielleicht schon in sich, seit sie zur Welt kam. Aber glauben Sie, ich würde immer an neuen Therapiemethoden arbeiten, wenn ich nicht hoffte, irgendwann den entscheidenden Durchbruch zu erzielen?“

„Sie glauben also doch an eine Besserung.“, deutete ich überschwänglich. Und als ob es etwas mit einer Besserung zu tun hätte, als wären es Vorschusslorbeeren, fügte ich anbei: „Sie spricht nur positiv von Ihnen. Sie sagt, Sie hätten bei ihr schon Besserungen erzielt.“

Der Arzt schlug mit einer Faust leicht auf den Tisch, sodass ich erschrak. „*Unsinn*, haben Sie das konstatiert? Sie kennen die Kranke doch bloß ein paar Monate; ich behandle das Mädchen mit Unterbrechungen seit nunmehr *fünf Jahren*. Ist Ihnen denn nicht die alte Ärzteflunkerei geläufig? Es gibt immer Punkte, an denen wir nicht mehr weiter wissen. Und dann müssen wir den Patienten etwas beschäftigen. Haben wir Glück, lügt im Kranken die Natur mit und wird unser Komplize. Hören Sie, Ihre Freundin ist mir ans Herz gewachsen. Sie erzählt mir viele Dinge. Privates, mal mehr, mal weniger bedeutsam, manchmal hat sich das noch herauszustellen. Von Ihnen, mein Sohn, spricht sie nur, als sei sie im siebten Himmel.“

Ich spürte, wie meine Wangen zu glühen begannen. „Das freut mich.“

„Kann ich mir denken.“, erwiderte der Andere. „Doch mich macht es auch nachdenklich. Sie hat

sich an Sie geklammert; als wäre sie eine schöne Blume, die nicht anders leben könnte als die Symbiose mit einem Baum oder Pilz zu suchen."

Ein Pilz… Es beunruhigte mich irgendwie, mit einem Pilz verglichen zu werden.

„Natürlich schmeichelt es einem, wenn eine Frau mit einem derart leidenschaftlichen Geständnis über Sie Reden macht. Aber ich muss Sie fragen, ob in *Ihrem* Falle, ich meine… Flößt Ihnen ihr Verhalten, ihr Wesen, das, was sie mit sich tut, am Ende einen gewissen Ekel ein?"

Ich versuchte, mich zu konzentrieren. „Nein. Niemals. Ihre Hilflosigkeit… Ihre Wehrlosigkeit... Ihr Leiden hat mich ja so erschüttert."

„Von Anfang an?"

„Nein. Mit der Zeit."

Mein Gegenüber nickte, als hätte er diese Antwort herbeigesehnt. „Dann gibt es vielleicht Möglichkeiten.", sagte er gedämpfter und wandte sich ab.

Was meint er? Ich verstand ihn nicht.

Der Arzt zuckte mehrfach die Achseln und suchte wieder meinen Blick. „Vielleicht finde ich per Zufall eine Methode, sie von diesem Selbstekel zu befreien.", holperte er. „Ich brauche eben Zeit und immer neue Einfälle. Es gibt keine Gewissheit, nur den beständigen Antrieb. Ich arbeite eng mit weit verstreuten Spezialisten zusammen. Übrigens: Ich möchte nicht, dass Sie denken, ich hätte den Fall aufgegeben. Im Gegenteil – und wenn's noch einmal fünf Jahre dauern sollte. Gerade vor ein paar Tagen hatte ich ein inte-

ressantes Gespräch mit einem Kollegen aus Armenien, der überzeugt ist, eine revolutionäre Behandlungstherapie gefunden zu haben. Vielleicht tut sich da eine neue Möglichkeit auf. Ich sage *vielleicht*, und ich habe überhaupt schon zu viel geschwätzt."

Ich hatte mich über das Crescendo in seiner Stimme erschreckt.

„Aber Sie wollten doch mit mir sprechen."

„*Ach*." Der Mann presste die Lippen fest aneinander und legte eine längere Pause eine. Dann schnappte er nach Luft. „Hören Sie, was ich Ihnen jetzt sage, sage ich nur einmal: Mitleid ist keine Medizin, es ist eine Droge. Die Grenze zwischen den beiden ist fließend, aber glauben Sie mir: Es *gibt* sie. Und Wahrheit hingegen ist eine *bittere* Medizin." Ad–hoc erhob der Mann sich und starrte auf seine Armbanduhr. „Die Zeit ist fortgeschritten. Ich habe noch zu arbeiten."

„Aber –…"

Ehe ich mich versehen konnte, griff nach der Mann nach meiner Hand. „Hat mich sehr gefreut, mein Sohn. Haben Sie noch einen angenehmen Abend."

Ich musste ihm Platz machen, denn Tisch und Bank waren auf seiner Seite miteinander verschmolzen. Als ich aufstand, war es, als hätte sich der Lauf der Gezeiten verselbständigt, losgelöst von der Erdenkontrolle des Menschen, und mit lautem Poltern flog das kleine Objekt auf den hölzernen Boden, mitten aus meiner Tasche.

Einen Moment stand der Arzt verwundert da, neben mir, bevor er in die Hocke ging, und das kleine Stück aufhob, neugierig betrachtete und dabei in der Hand drehte.

Der Mann seufzte leise. „Davon habe ich nichts geahnt, vielleicht *wollte* ich nichts ahnen.“, sprach er, immer noch mit dem Blick auf dem unauffälligen Begleiter verharrend. „Dies stammt von ihr.“

Ich nickte stumm, fühlte mich wie ein Verbrecher, wie ertappt.

Er erhob sich wieder und musterte mich. „Das ist Ihre Waffe, nicht wahr?“

„Was bitte meinen Sie?“ Er sprach in Rätseln.

Vor mir erzeugte er eine ausgestreckte Handfläche, in der das Unscheinbare lag. Schweigend verschwiegen. „Sie schaffen sich und ihr eine kleine Welt, im Verborgenen. Doch was für den einen Garten ist, mag für den anderen goldener Käfig sein. Sagen Sie mir: Genießen Sie das insgeheim?“

„Ich verstehe nicht.“

„Doch, Sie verstehen. Sie machen sie einsam – und sich gleich mit.“

In diesem Augenblick erdeuchte sich mir der Eindruck, ihm nur noch intuitiv antworten zu können: „Aber jeder von uns ist einsam.“

Es flackerte hinter seiner Brille. „Das sagen nur die Verzweifelten.“

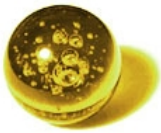
Und so verschwand der Arzt eiligen Schritts.

„Verzweifelt…“, rollte ich über die Zunge. Ich sah ihm einen Moment lang hinterher, bevor ich mich wieder umwandte…

…und erkannte, dass er etwas hatte liegen lassen. Ein gefaltetes Blatt Papier.

Neugier erfasste mich. Ich faltete das Papier auf und las etwas handschriftlich Fixiertes:

Es gibt eben zweierlei Mitleid. Das eine, das schwachmütige und sentimentale, das eigentlich nur Ungeduld des Herzens ist, sich möglichst schnell freizumachen von der peinlichen Ergriffenheit von einem fremden Unglück, jenes Mitleid, das gar nicht Mit–leiden ist, sondern nur instinktiver Abwehr des fremden Leidens von der eigenen Seele. Und das andere, das einzig zählt – das unsentimentale, aber schöpferische Mitleid, das weiß, was es will, und entschlossen ist, geduldig und mitduldend alles durchzustehen bis zum Letzen seiner Kraft und noch über dies Letzte hinaus.



Kapitel 12

Punkt ohne Wiederkehr

Eigentlich hatte mich der Gang der Gezeiten – oder das, was ich fälschlicherweise für mein Schicksal hielt – zum zweiten Mal gewarnt, aber ich wollte nicht hören. Er teilte mir Folgendes mit: Ich hatte keinen Respekt vor ihrem Kitsch. Denn ich war mit meinem eigenen viel zu sehr beschäftigt. Schließlich war ich zu dem geworden, was ich niemals hatte werden wollen: ein Gefangener des eigenen Glücks.

In mancher Nacht – die erotischen Träume und auch die daran anknüpfenden Reflexionen waren unlängst verschwunden – wachte ich schweißgebadet auf und hatte plötzlich einen Satz auf der Zunge: *Das sagen nur die Verzweifelten.* Sagen konnte ich nichts, denn ich schluckte ihn herunter.

Warum? Ich hatte es versäumt, zu erkennen, was sie all die eintönigen Tage ertragen ließ. Nicht ich.

Einmal kam es vor, dass *sie* träumte. „Ich habe geleuchtet…“, säuselte sie im Schlaf vor sich her, und ich hatte nichts Besseres zu tun als wie ein Hirte über sie zu wachen.

Es änderte sich nichts; das, was ich für ihre Probleme und ihr Leid hielt, reiste trotz aller Gegenmaßnahmen nicht ab. Das machte mich immer rigider. Rigide zu sein, das war mein Selbstbetrug, ich war kein Überlebenskünstler mehr.

Eigentlich hatte ich sie mit meinem Verhalten sogar bestärkt, ihren Weg weiterzugehen, weil ich mich nicht zu ihr herabließ. Körperlich mochte ich bei ihr gewesen sein; tatsächlich war sie alleine, immer mehr und mehr… Bis wir unseren Punkt ohne Wiederkehr erreichten.

Dieser Abend beginnt eigentlich ganz normal.

Abgesehen von der störenden Ungeduld, die sich neuerdings über sie ergießt, sobald sie ihr Ebenbild betrachtet, begibt sie sich in ihre wie alltäglichen Versuche, die Welt jenseits des Spiegels zu erreichen.

Aber irgendetwas ist merkwürdig: Klappte alles früher viel einfacher, so bedarf es nun einer umso größeren Kraftanstrengung, die Zeit der Evolution zurückzudrehen. Das eigene Ich zu sehen und zu staunen, das erscheint ihr so schwer und hartnäckig wie nie zuvor.

Hartnäckig, ja, scheint auch die Nase ihrer Mutter zu sein, die in ihrem Gesicht hängt wie ein junger Apfel, welcher sich weigert, von seinem Baum abzufallen. Und die Lippen, die Haare…

Sie versucht, wieder Ruhe einkehren zu lassen. Schließlich hat sie doch schon andere Herausforderungen gemeistert.

Es dauert eine Weile, bis sie soweit ist. Aber dann soll es funktionieren: Wieder einmal will sie vergessen, dass sie auf das Armaturenbrett ihrer Körperfunktionen starrt. Sie will endlich wieder erleben, wie aus der Steppe ein Paradies wird.

Dumpf erklingt im Hintergrund die Orgel, auf der ihr Vater abends gerne ein paar Griffe nimmt. Jeder hat eben seine eigenen Griffe zu tun…

Sie muss nachhelfen. Der unverlöschliche Glanz ist heute so jungfräulich, schwach wie ein Neugeborenes, vielleicht kann sie ein paar Anstöße liefern. Sie geht also direkt dazu über, ihre Seele zu befreien, noch bevor sie sich vollständig darüber im Klaren ist, ob sie sie überhaupt sehen kann. Hier beginnt etwas Neues, merkt sie, und doch würde sie am liebsten alles beim Alten bleiben lassen.

Nur ganz sanft, kaum merkbar, verschwimmt das salbungsvolle Orgelgeläut im Hintergrund, so wie der Motor eines Autos, der während der Zündung noch unentschlossen ist, ob er funktionieren will.

Sie hebt ihre Hände zur Stirn und beginnt die Fingernägel in die Haut zu bohren, schabt sie langsam, aber beständig weg. Wenn der erste Tropfen Blut hervortritt und sich wie unschuldig den Weg über die Schläfe bahnt, dann ist es, als

hätte sie in ihrem Körper ein Loch erzeugt, durch das der unverlöschliche Glanz ihrer Seele winkt.

Heute jedoch nicht. Zunächst vermag sie nichts wahrzunehmen, und das bereitet ihr Unbehagen. Sie reißt weiter diese Mauern ein, und dann gibt es doch einen Punkt, da seicht, fast klagemütig, ein Wink, ein Lichtschein, aus den Löchern ertönt. Er wirkt irgendwie müde. Kraftlos. *Lust*los?

Hat sie sie zu lange warten lassen, zu lange voll gestopft mit Lügen, mit der Illusion, sie befreien zu können? Hat sie eine eigene Lüge namens Weltordnung aus der Taufe gezogen? Diese Frage zu beantworten, wäre nicht frei von einem eventuellen Scheitern, und sie weiß nicht, ob sie diese Art Niederlage verkraften könnte. Also schiebt sie die Frage zur Seite, auch unwillig über Begründungen für das Anderssein dieser Standardsituation nachzusinnen. Vielleicht muss sie sich einfach noch etwas mehr anstrengen…

Binnen weniger Minuten ist das Waschbecken gesprenkelt mit Blut, das von den Armen heruntertropft. Die Hände sind stellenweise rot, schweißfeucht… Aber sie zittern nicht. Sie betrachtet ihr Gesicht im Spiegel: Die Stirn ist voller Risse und Schlieren, eine Braue wird geradezu getränkt in Blut. Sogar über den Nasenrücken läuft es burgunderfarben und warm herunter. So weit war sie noch nie gegangen – und doch scheint es zum ersten Mal so zu sein, dass ihre Seele gar nicht heraus möchte. Nein, sie will da hocken bleiben, in diesem scheußlichen, engen, alternden, längst nicht perfekten Korsett.

Irgendwann versteht sie, dass es nichts bringt, sich falschen Hoffnungen auszusetzen. Sie wendet sich ab und sieht zur Tür. Da fällt ihr auf, dass es nicht einmal abgeschlossen ist. Sie hat es vergessen! Und dem nicht genug: Der Schlüssel liegt sogar neben dem Waschbecken. Das Schlüsselloch ist einsehbar! Wie hat sie nur so nachlässig werden können?

Wenn sie so hat werden können, was ist dann mit ihren Blicken in den Spiegel geschehen? Jene Blicke, die seit Anbeginn ihres urpersönlichen Denkens den Charakter eines heimlichen Lasters besaßen.

Konfusion. Sie ist verwirrt, nicht direkt entsetzt oder gar panisch. Eine eigenartige, mittelmäßige, etwas hohle Flachheit gewinnt an Substanz in ihrem Innern, wie das lähmende Gift eines Betäubungspfeils. Oder ist es ihr eigenes Gift, und sie verwandelt sich in eine Grobschlächterin? Fest steht: Wenn der gefühlte Wunsch, die eigene Seele zu sehen, nicht mehr da ist, dann…

Ein Blick auf die Uhr. Sie ist schon viel zu lange hier. Ihr Freund wartet im Bett auf sie.

Diesmal, während sie sich beeilt, greift sie weder zum Puder noch zur Haarbürste.

Nicht, dass die Welt sich geändert hätte – die Maskerade spielte keine Rolle mehr. Und wenn nicht das, was spielte dann *überhaupt* noch eine Rolle?...

Ich fühle mich geneigt, sie ob ihres wieder einmal langen Badezimmeraufenthalts zu maßregeln, zu

maßregeln wie ein Kind, aber ich verkneife es mir zugunsten der Realisation, dass es sie nur aufwühlen würde, abgesehen davon, dass diese Beschwerden nie Früchte getragen haben. Für den Augenblick bin ich einfach nur froh, sie hier zu sehen, wie sie leise die Tür ihres Zimmers schließt, den Bademantel abstreift und sich neben mir niederlässt.

Doch schon bald wünsche ich mir, es wäre nicht so gewesen.

Die Art, wie sie mich ansieht, erinnert mich an ihren Blick, wie ich ihn einst in einem Traum gesehen habe: fahrig, ungenau, nervös. Kalt wie die Hände, die ich in diesem Traum um jeden Preis wärmen wollte und dafür das Haus meines Glücks – Glück, das ich gewissermaßen als Blankoschein besaß – zu verlassen bereit war. Aber da liegt auch eine neue Form der Ruhe in ihm, der mir nicht gefallen will. Es sieht aus wie Resignation, wie Fügung. Nicht einmal ihre Lider bewegen sich, die Iris schweigt wie der Rest von ihr, schweigend verschwiegen; dieses aquamarinfarbene Leuchten ist überwältigend. Wunderschön und doch genauso vernichtend melancholisch. Einen Moment glaube ich, ich hätte alles Lohnenswerte in der Welt soeben gesehen, es gebe jetzt nichts weiter Sinnstiftendes. Plötzlich stelle ich mir vor, wie das Leuchten schon immer in meinem unauffälligen Begleiter geschlummert und mich daraus angesehen hat, wie ich dem, ohne es gemerkt zu haben, verfiel. War das der Anfang meiner Metapher? Sie liegt auf dem

Kopfkissen, mir genau gegenüber, und sieht mich an… *Wenn* sie mich ansieht; die Augen scheinen ins Leere zu starren. Was geht in ihr vor?

Habe ich sie je gekannt? Eine Frage, die mir nicht gefällt: Habe ich sie je gekannt, wie Gott sie gemeint hat und nicht so wie meine festgewachsene Brille sie sehen wollte? Eine aussichtslose Frage, die eigentlich gar keine ist.

Ich weiß nicht, was mir größere Furcht bereitet: Ihr Antlitz oder die Bluttropfen, die wie träge Vagabunden, müde allen Schlafs, über ihre Wange streichen.

„Was ist mit Dir?“

Hatte ich ihr jemals eine solche Frage gestellt, hatte ich es überhaupt zugelassen.

Eine Stimme wie aus weiter Ferne, körperlos, kopflos, nur von blassen Lippen gesprochen: *Das sagen nur die Verzweifelten.*

Sie sieht mich immer noch an, es ändert sich nichts. Und da verstehe ich, dass dies ein notwendiges Bild ist, das ich von ihr zeit meines Lebens in Erinnerung behalten werde, ein weiteres Bild – neben dem in ihrem Sessel, neben dem mit Lilly –, ein letztes, bevor der Atem der Vergänglichkeit haucht und das Blatt, auf dem ich sitze, forttreibt ins Vagabundenhafte. Vagabundenhaft wie das Blut auf ihrer Wange.

Ich habe mich stark gewähnt – Beschützer, Vater, Beobachter –, und da genügt schon dieser eine Blick von ihr – kein Wort, keine Bewegung, nichts an mich Gerichtetes –, um alles zu zerschmettern, um den roten Faden zu zerreißen, an

dem ich süchtig hänge wie ein Ungeborenes an der Nabelschnur.

Nicht einmal den Grund kenne ich, der mir Tränen in die Augen treibt, der mich auf ihrer Brust zusammenbrechen lässt und mir das Gefühl gibt, Mutter Erde hätte ihre Anziehungskraft um ein Vielfaches gesteigert.

„Ich will sterben.“, flüstere ich.

Aber auch *das* sagen nur die Verzweifelten, nicht wahr?

Ein kehliges, heiseres, wie obligatorisches „Nein“ entweicht ihrem Mund, ehe sie meinen Kopf packt und mich zu küssen beginnt…

In dieser Nacht sind sie beide Dickhäuter. Sie strecken die Hände wie besessen nacheinander aus, aber es ist vergebliche Mühe, denn sie reiben nur das grobe Leder aneinander ab.

Ich erinnere mich an das Kindheitserlebnis im Wald, sehe das Pärchen kurz vor meinem geistigen Auge:

Wie sie so übereinander liegen, keuchen, schwitzen, stöhnen, scheint es, als wären in ihren Augen ganz besondere Öffnungen entstanden, durch die ihre Seelen den Käfig namens Körper verlassen können.

Die Wahrheit ist: Sie bleiben am Boden. Sie fliegen nirgendwohin.

Als sich am nächsten Morgen ihre Lider heben, ist sie sofort hellwach, denn sie erschreckt beim Anblick ihres Freundes.

Eigentlich gibt es keinen sichtbaren Grund dafür; er liegt so da wie immer, versunken in einem erschöpften Schlummer.

Hier beginnt etwas Neues, merkt sie, und sie ist gar nicht mehr gewillt, es beim Alten bleiben zu lassen.

Ihr innerer Wirbel stockt zu Eis. Sie nimmt eine nie vernommene Feindschaft wahr, neben ihr liegt ihr größter Gegner.

Warum? Er hat sie ausgeplündert, arm gemacht. Sie fühlt sich ausgesaugt wie von einem überdimensionalen Egel. Er ist in ihr verborgenes Reich eingedrungen und hat ihren Seelenschatz geraubt.

Die Welt jenseits des Spiegels ist nur mehr ein blasser Abklatsch dessen, was sie einst war, und jetzt kennt sie den Grund dafür: Das Lebenselixier ist ihr abhanden gekommen, das Geheimnis.

So klar sah sie es noch nie zuvor: Durch den, der neben ihr schläft, ist sie es nicht mehr…

Sie ist keine Hüterin von Geheimnissen mehr. Die vielen kleinen Hoffnungen in ihr wurden von seiner Verantwortung ausgezehrt. Ihre Geduld ist geschwunden.

Die Stimme ihrer Mutter drängt sich in ihre Gedanken, und jetzt hat sie nicht einmal etwas dagegen, sie selektiert: *Weißt Du, ich habe gelernt, dass man den Anderen genauso lassen sollte wie er ist. Alle sollen genau so sein und bleiben, sonst funktioniert das Miteinander nicht.*

Plötzlich erscheint ihr jene Frau, die sie mit so wenig Zuneigung großzog wie nach dem Handbuch, wie der weiseste Mensch im Universum.

In diesem Moment identifiziert sie das Problem: Es hätte nie so weit kommen dürfen, dass er sie auf ihrem Gang in die Welt jenseits des Spiegels beobachtet. Damit hat er ihr ihre Freiheit genommen, Freiheit, zu atmen.

Er hat sie nie verstanden, nie verstehen wollen, oder nicht? Vor ihrem geistigen Auge sieht sie ihn, wie er sie beobachtet, wenn sie mit Lilly spielt, wie er ihr zusieht, wenn sie in ihrem Sessel sitzt. In den Maße, wie sie ihm das Gefühl gab, bei ihr eine Heimat zu besitzen, in diesem Maße stülpte er ihr sein Lebensmodell über.

Sie hat eine Lüge gelebt, und sie hat daran glauben wollen.

Die Konsequenz ist unzweideutig: Sie würde nicht zulassen, dass er ihr auch noch das nimmt, was ihr jetzt noch geblieben ist.

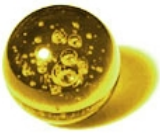
Warum?, fragt sie sich plötzlich. Was hatte sie sich jemals von so etwas versprochen, von…Liebe?

Eine schützende Hülle, einen warmen Schoß. War es nicht das, was auch er sich so sehr gewünscht hatte?

Minuten sollten vergehen, bis er aufwachte und der schlimmste Tag seines Lebens mit einem insektenhaften Blick der Person beginnen würde, die er zu kennen sich eingebildet hatte. Dieser Blick würde ihn wieder an Danton erinnern.

Nur wenige Stunden sollte vergehen, bis sie ihn wie unverbindlich fragen sollte: „Wann fährst Du?“

Die Zeit war fortgeschritten.



Kapitel 13

Abschied

Wochen nach diesem schrecklichen Tag schrieb sie mir einen Brief…

Lieber [redacted]

ich wünsche mir…

… das Gefühl, mit all meinen Fehlern akzeptiert und geliebt zu werden
… das Gefühl, mich jemanden ganz öffnen zu können
… das Gefühl, ganz vertrauen zu können
… manchmal das Gefühl zu haben, für den anderen auf einem „Podest" zu stehen
… das Gefühl, nicht nur stark sein zu müssen, sondern auch mal klein sein zu dürfen
… mich dann anlehnen zu können
… das Gefühl, auch in einer Beziehung frei sein zu können
… das Gefühl, die Freiheit zu haben, mich jeden Tag erneut für jemanden (also denselben Menschen immer^^) entscheiden zu können, ohne es zu müssen
… das Gefühl, wieder Luft zu bekommen
… albern und kindlich sein zu dürfen, manchmal auch etwas naiv
… Fehler machen zu dürfen, ohne danach das Gefühl zu haben, verurteilt zu werden
… das Gefühl, mit jemanden zusammen das Leben zu bewältigen
… das Gefühl, dass das, was ich gebe, ausreicht, dass es gut ist
… das Gefühl, vom anderen lernen zu können
… das Gefühl, nicht für alles verantwortlich zu sein
… das Gefühl, manchmal *im übertragenen Sinne* an die Hand genommen zu werden
… das Gefühl, in einer Beziehung wachsen zu können
… das Gefühl, ganz ich selbst sein zu dürfen, ohne mich in anderen zu verlieren

Einige dieser Wünsche konnten wir zusammen leben und das war sehr schön. Du hast mir sehr viel gegeben. Aber bei einigen Wünschen kann ich mir das nicht mit dir zusammen vorstellen.

Mein letzter Wunsch ist eine Bitte: Lass mich atmen, lass mich los.

Bis bald,
danke,
[redacted]

Ich habe ihn aufgehoben.

Doch das hinderte mich nicht danach, weiter die Hände nach ihr auszustrecken und in blanker Panik über den Verlust meiner Metapher – so wie Sand durch die Hände zu gleiten scheint – zu ziehen und zu zerren.

„Wir sind füreinander bestimmt.“, sagte ich mit zittriger Stimme in den Hörer.

Ihre Antwort kam prompt: „Nein. Du hast keinen Blankoschein für mich. Berufung gibt es nicht. Du sagtest es einmal selbst: Du hast keine Berufung; ich habe keine Berufung; niemand hat sie. Und es ist eine ungeheure Erleichterung, festzustellen, dass man frei ist und keine Berufung hat.“

„Aber all das, was wir zusammen erlebt haben… Der ganze Weg…“

„Du lebst in der Vergangenheit.“, sagte sie.

Ich wollte sie zurechtweisen, besann mich aber irgendwie eines Besseren. Sie hatte ja Recht. Das Leben, das authentische Leben, sagt man, sei nichts als Kampf, unermüdliches Agieren und Nachhaken, der Wille wummere mit seinem dummen Schädel gegen die Wand der Welt, und was dergleichen mehr ist, aber wenn ich zurückblicke, erkenne ich, dass der größte Teil meiner Energie immer durch die Suche nach Geborgenheit aufgezehrt wurde, die Suche nach Behaglichkeit, nach – ja, ich gebe es zu – Gemütlichkeit. Versteckt, beschützt, behütetet sein, mehr habe ich im Grunde nie gewollt, mich irgendwo verkriechen, in einem warmen Schoß, dort hocken

bleiben, dem gleichgültigen Glotzen des Himmels verborgen und sicher vor den Beschädigungen, die uns die raue Luft zufügt. Darum ist die Vergangenheit für mich einfach ein Refugium, in das ich mich mit Fleiß begebe und wo ich händereibend die kalte Gegenwart und die noch kältere Zukunft von mir werfe. Und doch, was hat sie denn, real betrachtet, schon für eine Existenz, die Vergangenheit? Schließlich ist sie doch bloß das, was die Gegenwart gewesen ist, früher, die Gegenwart, die vergangen ist, nichts weiter.

Meine Lippen teilten sich. „Und doch.“, antwortete ich ihr und legte auf.

Es war das letzte Mal, dass wir miteinander sprachen. In *dieser* Murmel.

Epilog

Schlafende Murmel

Eines Tages stand ein junger Mann mitten in der Stadt und erklärte, dass er das schönste Herz im ganzen Tal habe.

Eine große Menschenmenge versammelte sich, und sie alle bewunderten sein Herz, denn es war perfekt. Es gab keinen Fleck oder Fehler in ihm. Ja, sie alle gaben ihm Recht, es war wirklich das schönste Herz, das sie je gesehen hatten. Der junge Mann war sehr stolz und prahlte lauter über sein schönes Herz.

Plötzlich tauchte ein alter Mann vor der Menge auf und sagte: „Nun, dein Herz ist nicht mal annähernd so schön wie meines.“

Die Menschenmenge und der junge Mann schauten das Herz des alten Mannes an. Es schlug kräftig, aber es war voller Narben, es hatte Stellen, wo Stücke entfernt und durch andere ersetzt worden waren. Aber sie passten nicht richtig und es gab einige ausgefranste Ecken. Genauer an einigen

Stellen waren tiefe Furchen, wo ganze Teile fehlten.

Die Leute starrten ihn an: Wie kann er behaupten, sein Herz sei schöner? Der junge Mann schaute auf des alten Mannes Herz, sah dessen Zustand und lachte: „Du musst scherzen“ sagte er, „Dein Herz mit meinem zu vergleichen. Meines ist perfekt und deines ist ein Durcheinander aus Narben und Tränen.“

„Ja“, sagte der alte Mann, „deines sieht perfekt aus, aber ich würde niemals mit dir tauschen. Jede Narbe steht für einen Menschen, dem ich meine Liebe gegeben habe. Ich reiße ein Stück meines Herzens heraus und reiche es ihnen und oft geben sie mir ein Stück ihres Herzens, das in die leere Stelle meines Herzens passt. Aber weil die Stücke nicht genau sind, habe ich einige raue Kanten, die ich sehr schätze, denn sie erinnern mich an die Liebe, die wir teilten. Manchmal habe ich auch ein Stück meines Herzens gegeben, ohne dass mir der Andere ein Stück seines Herzens zurückgegeben hat. Das sind die leeren Furchen. Liebe geben heißt manchmal auch ein Risiko einzugehen. Auch wenn diese Furchen schmerzhaft sind, bleiben sie offen und auch sie erinnern mich an die Liebe, die ich für diesen Menschen empfinde. Und ich hoffe, dass sie eines Tages zurückkehren und den Platz ausfüllen werden. Erkennst du jetzt, was wahre Schönheit ist?“

Der junge Mann stand still da und Tränen rannen über seine Wangen. Er ging auf den alten Mann zu, griff nach seinem perfekten jungen und

schönen Herzen und riss ein Stück heraus. Er bot es dem alten Mann mit zitternden Händen an. Der alte Mann nahm das Angebot an, setzte es in sein Herz. Er nahm dann ein Stück seines alten, vernarbten Herzens und füllte damit die Wunde des jungen Mannes Herzen. Es passte nicht perfekt, da es einige ausgefranste Ränder hatte.

Der junge Mann sah sein Herz an, nicht mehr perfekt, aber schöner als je zuvor, denn er spürte die Liebe des alten Mannes in sein Herz fließen.

– – –

Ich denke immer noch an Gorbatschow. An Büchner, an Hegel und die anderen. Dabei vergrabe ich jenen über Jahre in meiner Tasche still Mitreisenden, meinen unauffälligen Begleiter. Ich stehe im Wald – an dem Ort meiner Kindheitserinnerung (jetzt liegt hier kein Pärchen) – und schütte Erde über das kleine, schöne, runde Etwas. Ein letztes Mal wirkt es, als würde jenseits von Plastikschale, Bebilderung und Glas das aquamarinfarbene Leuchten hervortreten, es wirkt wie ein Abschied.

Aber ich weiß in diesem Moment, dass Abschiede notwendig sind im Leben. Nur so kann man manchmal die Liebe zu Personen und Dingen bewahren. Nur so kann man auch die Symbole bewahren.

Symbole sind wichtig.

Ich erhebe mich und sehe hinunter auf das, was wie ein Grab der besonderen Art anmutet.

Eine einsame Träne entsteht in meinem Augenwinkel. „Leb wohl, mein Mädchen mit der Murmel.“, flüstere ich.

Vielleicht mag der Anspruch überhöht sein, einen roten Faden durch ein ganzes Leben ziehen zu wollen. Möglicherweise sollte man die besonderen Momente nutzen, die man erhält. Man sollte sich von ihnen leiten lassen, auf seinem weiteren Weg. Sie hatte Recht mit dem, was sie sagte: Niemand von uns hat eine Berufung.

Aber wir haben ein Herz. Seine Aura und seine Schönheit entsteht durch das, was wir Liebe zu nennen pflegen.

Liebe lebt in Momenten. Weil sie sich anschickt, Ewigkeit zu überdauern, keine Frage, keinen Zweifel zulässt.

Ich erinnere mich auch noch an meine Klassenkameradin. „Jede Liebe bleibt unerwidert.“, sagt sie.

Früher bereitete mir diese Vorstellung Angst.

Heute denke ich: Gut, dass es so und nicht anders ist. Wie traurig wäre es, seinem Gegenüber hinter die Stirn zu leuchten. Am Ende behält die Liebe ihre Faszination: den Wunsch nämlich, weiter zu ergründen, weiter zu lieben, vielleicht um der Liebe selbst willen.

Genauso ist es mit einigen Dingen, die wir tun, weil wir uns dazu aus tiefstem Herzen angehalten fühlen. Wir alle sind Schöpfer in kleinen, geheimnisvollen Welten, umwoben vom großen Geheimnis.

Oh ja, Geheimnisse sind ein Teil der Liebe.

Und so werde ich sie nicht vergessen. All das wurde meine Aura.

Wenn Du, Indigo–Mädchen, mir unter nächtlichem Sternenhimmel ein Symbol in die Hand legst und wir uns ohne den Fluch störender Gedanken küssen, ja dann schaffen wir uns unseren Kitsch. Unsere Metapher. Mehr darf erst einmal nicht zählen, denn wir leben im Hier und Jetzt, auf der Bühne namens Leben, wo die Generalprobe gleichsam die Uraufführung ist.

Nein, anders ginge es nicht.

Nur so trage ich Dein Herz in meinem Herzen.

Nur so erinnerst Du mich an Liebe.

~ Ende ~

Wie jede Blüte welkt
und jede Jugend dem Alter weicht,
blüht jede Lebensstufe,
blüht jede Weisheit auch und jede Tugend
zu ihrer Zeit und darf nicht ewig dauern.
Es muss das Herz bei jedem Lebensrufe
bereit zum Abschied sein und Neubeginne,
um sich in Tapferkeit und ohne Trauern
in and're, neue Bindungen zu geben.
Und jedem Anfangwohnt ein Zauber inne,
der uns beschützt und der uns hilft zu leben.
Wir sollen heiter Raum um Raum durchschreiten,
an keinem wie an einer Heimat hängen,
der Weltgeist will nicht fesseln uns und engen,
er will uns Stuf' um Stufe heben, weiten!
Kaum sind wir heimisch einem Lebenskreise
und traulich eingewohnt,
so droht Erschlaffen!
Nur wer bereit zu Aufbruch ist und Reise,
mag lähmender Gewohnheit sich entraffen.
Es wird vielleicht auch noch die Todesstunde
uns neuen Räumen jung entgegen senden:
des Lebens Ruf an uns wird niemals enden.
Wohlan denn, Herz, nimm Abschied und gesunde!

Mut ist nicht die Abwesenheit von Angst; Mut ist zu erkennen, dass es etwas Wichtigeres gibt als Angst.

Danke, dass es Dich gibt, Svenja.

Das Mädchen mit der Murmel

In der Schule lernen wir, dass die Metapher uns eine Vorstellung von einer Sache vermittelt, indem sie sie mit etwas anderem vergleicht. Und durch die Kraft ihrer Anschaulichkeit, ihrer Ästhetik, graviert sich diese Vorstellung so fest in unsere Sprach– und Denkweise ein, dass wir uns das eine ohne das andere nicht vorstellen können: Das Licht ist eine Welle, die Sprache ein Baum, Gott ein weiser, ehrfurchtgebietender Mann, der Geist eine dunkle, vom Wissen erhellte Höhle.

Wie ist es mit der Liebe? Jemand Weises sagte einst, sie sei die einzige Welt, in der ‚vertraut' und ‚geheimnisvoll' die zwangsläufigen Seiten ein– und derselben Medaille sind. Das hat zur Folge, dass wir einen Teil unserer Hingabe an jemand anderes niemals kodieren, niemals ganz verstehen können. Könnten wir uns also ohne Metaphern in der Liebe binden? Vermutlich nicht. In ihr schlummern so viele Geheimnisse, dass ohne eine positive Vision, die unverdrossen eine Brücke über alles Ungewisse schlägt, keine schöpferische Kraft, keine Leidenschaft, möglich wäre.

Die Liebe ist in dieser Hinsicht wie eine ganz besondere Murmel: Abgeschlossen, geheimnisvoll, schöpferisch.

Um all das wusste ich nicht von Anfang an; für einen kurzen, aber sinnstiftenden Teil meines Lebens bekam ich eine Lehrerin.

Es war das Mädchen mit der Murmel.